

**C. C. Slaterman**

**PARAFORCE**



**BAND 36**

**PUYATHAK**

**Die Brut des Uralten**

**[WWW.GEISTERSPIEGEL.DE](http://WWW.GEISTERSPIEGEL.DE)**



C. C. Slaterman

**Paraforce**

Band 36

**PUYATHAK**

Teil 2

Die Brut des Uralten

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.  
Copyright © 2019 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Irgendwann kam Pascal Dubois wieder zu sich. Stöhnend öffnete er die Augen und versuchte sich aufzurichten. Aber es ging nicht.

Irritiert blieb er einige Sekunden lang liegen und blickte sich schließlich fragend um.

»Was zum Teufel ...«

Dubois verstummte abrupt.

Schlagartig wurde dem Franzosen klar, warum er sich kaum bewegen konnte.

Er lag inmitten einer großräumigen Höhle auf einer Art hölzernen Liege.

Vollkommen nackt und gefesselt.

Arme und Beine waren in geradezu grotesker Weise vom Körper abgewinkelt und mit Lederriemen an das jeweilige Ende seiner seltsamen Lagerstatt gebunden, die ihn, je länger er sie betrachtete, immer mehr an eine Totenbahre erinnerte.

Pascal hob den Kopf, soweit es ihm möglich war, und starrte mit zusammengekniffenen Augen in das Halbdunkel der Höhle.

»Hallo, ist da wer?«

Die Antwort war Stille.

»Hallo, hört mich denn hier keiner?«

Wieder nur Stille.

Ein Anflug von Panik kam in ihm hoch.

Verzweifelt zerrte Dubois an seinen Fesseln und versuchte sich aufzurichten. Doch die Lederriemen gaben nicht nach, im Gegenteil; je mehr er sich gegen sie wehrte, umso mehr schnitten sie ihm in die Haut. Trotzdem zog und zerrte er immer wieder daran. Er erkannte die Sinnlosigkeit seines Tuns erst, als ihm be-

wusst wurde, dass ihm sein Widerstand nur Schmerzen und blutende Wunden einbrachte.

Keuchend ergab er sich schließlich in sein Schicksal und lag sekundenlang einfach nur da. Verzweifelt versuchte Pascal, einen klaren Gedanken zu fassen, während ihm tausend Dinge durch den Kopf gingen.

Was war mit ihm geschehen, nachdem sie die Eingeborenen nach ihrer Notlandung überfallen hatten?

Wo waren die anderen, LeGrand zum Beispiel, oder der fette Moreau, und überhaupt, warum hatte man ihn an diese hölzerne Bahre gefesselt?

Statt Antworten waren Schritte zu hören.

Pascals Augen zuckten zur Seite.

Sein Puls begann zu rasen, als er erkannte, wie sich die schattenhaften Umrisse mehrerer Gestalten aus der Düsternis schälten.

»Na endlich«, sagte Dubois verärgert und erleichtert zugleich. »Wird auch langsam Zeit, dass sich hier mal jemand blicken lässt.«

Zu seiner Verwunderung machten die Ankömmlinge jedoch keinerlei Anstalten, ihn aus seiner misslichen Lage zu befreien, sondern blieben stehen und starrten ihn lediglich nur an.

»Was soll das?«, keifte der Franzose, als minutenlang nichts geschah. »Was steht ihr da herum wie die Ölgötzen? Bindet mich gefälligst los!«

Er bemühte sich zwar, seine Stimme hart und befehlend klingen zu lassen, aber trotzdem war die Unsicherheit, die darin mitschwang, deutlich herauszuhören.

Die Antwort auf seine Worte war ein ärgerliches Ge-

murmeln.

Plötzlich flammten Lichter auf.

Pascal zuckte unwillkürlich zusammen, als er die Gestalten im Schein ihrer brennenden Fackeln erkannte.

Die Männer gehörten unzweifelhaft zu jener Horde von Wilden, die sie nach der Notlandung gefangen genommen hatten.

Ein kurzer Blick in ihre bemalten, von Mordlust verzerrten Fratzen ließ seine Hoffnung, endlich freizukommen, augenblicklich wie eine Kerze im Wind erlöschen.

Verzweiflung machte sich in ihm breit, bis in den Reihen der Wilden plötzlich Unruhe entstand. Einer der Eingeborenen, ein hünenhafter Kerl mit breiten Schultern und langen, muskulösen Armen, drängte sich rücksichtslos nach vorne.

Die Art, wie er sich dabei bewegte, zeigte selbst einem unwissenden Betrachter, dass dieser Mann der Anführer der Horde war.

Dubois' Augen weiteten sich jäh, als er den groß gewachsenen Wilden erblickte.

Obwohl das Gesicht unter einer dicken Schicht aus Pflanzenfarben verborgen lag, wusste er sofort, wer der Mann war. Die makabre Kette aus abgetrennten Menschenfingern, die um seinen Hals baumelte, war ihm deutlich im Gedächtnis haften geblieben.

Seine Erkenntnis verwandelte sich in schreckliche Vorahnungen, als er beobachtete, wie sich ein weiterer der Eingeborenen in sein Blickfeld schob und dem Anführer dabei ein ovales Etwas entgegenstreckte, das ihn unwillkürlich an einen ausgehöhlten Kürbis erinnerte.

Das dumpfe Gefühl in der Magengrube, das sich in ihm ausbreitete, als dieser in das Behältnis griff und das zusammengeschnürte Blattwerk irgendeiner Pflanze zum Vorschein brachte, wurde mit der gleichen Geschwindigkeit größer, mit der es der Mann auseinanderfaltete.

Pascal riss Mund und Augen auf und starrte wie gebannt auf das beinahe handtellergroße Blatt. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt, deshalb war sein Erstaunen umso größer, als er erkannte, was sich darin befand.

Farbe!

Ein dicker, fast taubeneigroßer Klecks, der in einem solch intensiven Gelb leuchtete, dass er für einen Moment instinktiv die Augen schloss.

Fast hätte Dubois vor Erleichterung losgelacht, aber als der Eingeborene mit einem feierlich anmutenden Gesicht seinen Zeigefinger in die Farbe tauchte, blieb ihm dieses förmlich im Hals stecken. Plötzlich waren die Vorahnungen wieder da, düsterer und schrecklicher als je zuvor. Kalter Schweiß überzog seine Stirn und sein Herz begann zu rasen.

»Nein!«, keuchte der Franzose und versuchte sich aufzubäumen, während der Mann unbewegt irgendwelche heidnischen Symbole auf seinen Brustkorb zeichnete. Dabei murmelte er immer wieder jenes seltsam klingende Wort, das Pascal bereits mehrfach aus dem Mund der Wilden vernommen hatte.

Puyathak!

Inzwischen begannen die anderen Männer zu singen, während sie den Takt des Liedes mit ihren nackten



Fußsohlen auf den Boden stampften.

Das Klatschen ihrer Füße und der monotone Singang vermischten sich zusammen mit dem Gemurmel ihres Anführers zu einer Geräuschkulisse, die den Professorenassistenten langsam in den Wahnsinn trieb.

Puyathak! Puyathak!

Der Gesang wurde immer schriller und lauter.

Pascal hatte das Gefühl, in einem Albtraum gelandet zu sein. Er schloss die Augen und begann zu beten.

Im gleichen Moment endete das Stampfen und Singen genauso abrupt, wie es begonnen hatte.

In der Höhle herrschte unvermittelt eine geradezu beängstigende Stille und für Sekunden war das Keuchen und Atmen der Männer das einzige Geräusch, das zu hören war.

Es hatte den Anschein, als lauschten die Eingeborenen andächtig Dubois' Worten.

Dann wurde Pascal erneut von den Wilden umringt.

Hände glitten über die Zeichnungen auf seinem Körper, manche sanft und tastend, manche rau und hart.

Die ganze Situation wirkte unwirklich, fast gespenstisch.

Obwohl sich der zerbrechlich wirkende Franzose darüber im Klaren war, dass er sich in höchster Gefahr befand und seine nächste Bewegung durchaus die Letzte in seinem Leben sein konnte, wurden die Gefühle, die diese Hände in ihm auslösten, immer stärker.

Pascal, der aus seiner Homosexualität noch nie einen Hehl gemacht hatte, konnte ein Schluchzen kaum unterdrücken, als er bemerkte, dass diese Hände, obwohl sich sein ganzes Wesen vehement dagegen sträubte,

allmählich in ihm eine Erektion auslösten, die immer deutlicher sichtbar wurde.

Die vielen Hände auf seinem Körper, die dunkle Umgebung und der Umstand, dass schon Wochen vergangen waren, seitdem er das letzte Mal mit einem Mann geschlafen hatte, ließen die Lust über die Vernunft siegen.

Die Wilden antworteten mit schrillen Schreien.

Plötzlich waren ihre Hände überall.

Fingernägel gruben sich in seine Haut, rissen und zerrten an seinem Körper.

Der Schmerz, der plötzlich in seinem Unterleib tobte, war mörderisch.

Blut tropfte auf seine Oberschenkel.

Pascal begann zu schreien.

Seine Schreie wurden immer schriller.

Er schrie selbst dann noch, als sie längst wieder von ihm abgelassen hatten und ihn mitsamt seiner Bahre tiefer in die Höhle trugen.

\*

Die *Grimault* lag beinahe waagrecht im Wasser.

Das Schnellboot der neukaledonischen Marine schaukelte kaum spürbar im sanften Wind. Tobias Salcher ließ seinen Blick immer wieder über die blaugrüne Wasseroberfläche gleiten.

Das Meer war an dieser Stelle ungewöhnlich ruhig, trotzdem wurde er immer nervöser, je näher sie ihrem Ziel kamen.

Er machte sich Sorgen um seinen Freund.

Warum hatte sich Steve erst nach Tagen wieder gemeldet?

Was war geschehen?

War er verletzt oder war es am Ende gar nicht Steve, der das Notsignal abgesetzt hatte?

Tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf.

Fragen, auf die er verzweifelt eine Antwort zu finden versuchte, bis ihn das Quietschen einer Kabinentür aus seinen düsteren Gedanken schreckte.

Jerome Gaussiere, der grauhaarige Maitre Principal (Hauptbootsmann) der Grimault, trat auf das Deck und kam langsam auf ihn zu.

Ohne ein Wort zu sagen, stellte sich der hagere Unteroffizier neben ihn an die Reling, nickte ihm kurz zu und verschränkte die Arme vor der Brust.

Dann wanderte sein Blick auf das Meer hinaus.

Erst nur für einen kurzen Augenblick, dann wurden daraus Sekunden und schließlich Minuten, in denen er kein Wort sagte.

Irgendwann, als das Schweigen beinahe unerträglich wurde, spuckte der Franzose ins Wasser und bedachte den Paraforce-Agenten mit einem nachdenklichen Blick.

»Verzeihung, Monsieur, aber darf ich Sie etwas fragen?«

Tobias, der gerade im Begriff war, sich abzuwenden, legte die Stirn in Falten und drehte sich überrascht um.

»Oha«, sagte er nur. Dennoch war der leichte Anflug von Spott in seiner Stimme nicht zu überhören. »Ich hätte geschworen, dass Sie stumm sind. Aber so kann man sich irren, Sie können anscheinend ja doch reden.«

»Natürlich, was dachten Sie denn?«

Tobias zuckte die Achseln. »Na ja, was würden Sie denn von jemandem halten, der sich neben einen stellt, Sie fragend ansieht, aber dann, ohne ein Wort zu sagen, fast eine Viertelstunde lang stumm wie ein Fisch aufs Wasser starrt?«

»Dass diese Person auf jeden Fall kein Schwätzer ist. Aber im Ernst, ich denke, es reicht, wenn unser Kapitän den ganzen Tag dumm daherredet, da muss ich nicht auch noch ständig meinen Senf zu allem dazugeben, oder?«

Tobias zog die Augenbrauen hoch. »Sie halten wohl nicht allzu viel von Ihrem Vorgesetzten?«

Gaussieres Miene verfinsterte sich augenblicklich. »Ich hatte noch nie etwas für Säufer übrig.«

Tobias nickte. Er hatte sich so etwas Ähnliches bereits gedacht. Obwohl er bei seinem Eintreffen an Bord bis auf die Begrüßung und einem Essen am ersten Abend so gut wie keinen Kontakt zu dem Kommandanten des Schiffes hatte, war ihm das jämmerliche Bild, das der Offizier bei beiden Anlässen abgab, deutlich in Erinnerung geblieben.

Alain Ribeau war ein kleiner Mann mit einem nichtsagenden Dutzendgesicht. Einer jener Menschen, die man, kaum dass sie einem aus dem Blickfeld entschwanden, bereits schon wieder vergessen hatte. Tobias wäre es nicht anders ergangen, hätten sich nicht Ribeaus wässrige Augen und seine riesige, von unzähligen aufgeplatzten Äderchen durchzogene Nase in sein Gedächtnis gebrannt.

Er kannte solche Nasen, er hatte genug davon in den

Kneipen der Bronx gesehen.

»Jetzt, wo Sie es sagen, wird mir so einiges klar. Ich habe es bisher nur vermutet, doch ich wollte das Thema nicht ansprechen. Wie Sie ja wissen, bin ich auf diesem Schiff lediglich Gast. Trotzdem würde es mich interessieren, wie sich ein Mann, der ganz offensichtlich an der Flasche hängt, in so einer Position halten kann? Ich meine, die Grimault ist schließlich keine Nusschale, sondern ein Kriegsschiff, das mit modernsten Lenkrameten bestückt ist. Da kann eine Fehlentscheidung fatale Folgen nach sich ziehen.«

»Das, Monsieur Salcher, fragen Sie am besten seinen Bruder. Er hat schließlich im Oberkommando das Sagen.«

»Ach, so ist das.«

Gaussiere nickte bitter. »Aber das ist nicht der Grund, warum ich jetzt neben Ihnen stehe.«

»Sondern?«

»Ich habe das Gefühl, als würden Sie jeden Moment mit Schwierigkeiten rechnen.«

»Blödsinn«, antwortete Tobias mit einem ausweichenden Lächeln. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ich habe Sie von meinem Posten aus beobachtet, seit Sie hier stehen«, sagte Gaussiere.

»Und?«, erwiderte Tobias, den das Geständnis nicht sonderlich verwunderte.

Er wusste, dass Gaussiere als Hauptbootsmann von seinem Arbeitsplatz von der Brücke aus das ganze Schiff überblicken konnte.

»Sie wirken nervös. Je näher wir unserem Ziel kommen, umso unruhiger werden Sie. Kann es sein, dass

Sie uns etwas verheimlichen?«

»Ich wüsste nicht, was«, entgegnete der Paraforce-Agent.

»Ach kommen Sie, mir können Sie es ja sagen. Hier ist doch irgendetwas faul, wenn nicht sogar oberfaul.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Es ist zwar nur so ein Gefühl, aber meine Gefühle haben mich bisher noch nie getrogen. Ich beobachte zum Beispiel seit einiger Zeit immer mehr Dinge, die eigentlich nicht sein dürften.«

Neugierig hob Tobias den Kopf. »Was für Dinge?«

Der Hauptbootsmann deutete nach vorne, wo sich in der Ferne ein weitläufiges Korallenriff abzeichnete, in dessen Umgebung das Meer deutlich unruhiger und turbulenter war.

»Sehen Sie dieses Riff da?«

Tobias nickte.

»Laut dem Kartenmaterial unserer Marine ist es offiziell nur einige Meter breit und nicht einige Meilen, wie Sie unschwer erkennen können. Dahinter, genauer gesagt an der Stelle, von der aus ihr Freund Tanner angeblich sein Notsignal abgesetzt hat, gibt es normalerweise nichts als Wasser. Stattdessen sieht man aber dort eine Insel.«

Tobias nickte schwach, während er seinen Blick über das Eiland schweifen ließ, das hinter dem Riff halb verborgen in einem seltsamen, wabernden Nebel lag.

»Doch das ist noch längst nicht alles. Seit wir in Sichtweite dieser eigentlich nicht existenten Landmasse sind, beginnen alle unsere Instrumente ständig verrückt zu spielen. Der Kompass schlägt immer wieder

aus, der Funkverkehr wird gestört und auf dem Radarschirm tauchen andauernd irgendwelche Punkte auf, die unser Schiff umkreisen, obwohl weit und breit nichts zu sehen ist. Der Wetterbericht, der vorher endlich aus Noumea durchgekommen ist, meldet Windstille, Sonne und ruhiges Fahrwasser, was unser Barometer auch bestätigt. Aber wie Sie selber sehen, ziehen sich in Wahrheit immer mehr dunkle Wolken über uns zusammen und das Meer wird mit jeder Minute unruhiger.«

»Was sagt der Kapitän dazu?«, wollte Tobias wissen, obwohl ihm, kaum dass er die Worte aussprach, bewusst wurde, dass er sich diese Frage eigentlich hätte schenken können. Er hatte bereits am ersten Tag seiner Anwesenheit auf der Grimault erkannt, das Gaussiere der eigentliche Kapitän des Schiffes war.

Das Gesicht des Marinesoldaten verdüsterte sich daher auch augenblicklich.

»Nichts, er hält sich wie üblich an seiner Flasche fest, sitzt auf der Brücke und grinst blöd.«

Tobias runzelte nachdenklich die Stirn.

Er hatte in den Augen eines Mannes noch nie so viel Wut gesehen, wie in denen von Gaussiere, wenn dieser über Ribeau, seinen Vorgesetzten, redete. Es war mehr als nur Zorn. Tobias hatte das Gefühl, als würde es zwischen den beiden Offizieren irgendein dunkles Geheimnis geben. Der Hass, der zwischen ihnen herrschte, war förmlich greifbar.

»Also, was ist«, wechselte der Bootsmann wieder das Thema. »Was geht hier vor sich? Was macht jemand von der UNO auf einem französischen Kanonenboot?

Und jetzt erzählen Sie mir nicht, dass Sie nur einen Ihrer Mitarbeiter suchen.«

Der Paraforce-Agent senkte schuldbewusst den Blick.

Weder die Crew des kleinen Militärflugzeuges, das ihn von Noumea aus noch im Morgenrauen auf die Insel Lifou gebracht hatte, noch die Besatzung dieses Marineschnellboots wusste mehr über seine Anwesenheit, als dass er im Auftrag einer Behörde, die angeblich der UNO nahestand, einen vermissten Mitarbeiter aufspüren sollte.

Was aber war, wenn sie bei der Suche nach Steve plötzlich auf dieses geflügelte Albtraumwesen trafen, das bereits in der Inselhauptstadt für den Tod mehrerer Menschen verantwortlich war?

Wie sollte er das erklären?

Irgendwie kam sich Tobias schäbig vor.

Es war seiner Meinung nach nicht okay, diesen Männern die Wahrheit zu verschweigen.

Er überlegte gerade, wie viel er Gaussiere erzählen konnte, ohne gegen irgendwelche Geheimhaltungsvorschriften zu verstoßen, als ihm die Entscheidung abgenommen wurde.

Ein schriller Schrei zerriss die Stille des Vormittags.

Er kam von vorne, vom Bug.

Tobias war erfahren genug, um zu wissen, dass solch einen Schrei nur ein Mensch ausstoßen konnte, der sich in höchster Gefahr befand.

Gedankenschnell schob er den Marineoffizier zur Seite und rannte los.

Doch schon nach wenigen Metern blieb er abrupt stehen.



Schweiß glitzerte plötzlich auf seiner Stirn und das nicht nur wegen der Tropenhitze.

Der Anblick, der sich seinen Augen bot, wirkte unwirklich und unheimlich zugleich.

Auf dem Vorderdeck wimmelte es von nackten, mit Steinmessern, Speeren und Schädelbrecher bewaffneten Eingeborenen. Lautlos wie Schatten huschten die wilden Krieger über das Deck. Acht, neun oder mehr, Tobias hatte keine Zeit, sie genau zu zählen. Er sah den toten Soldaten zu ihren Füßen, dessen Kopf eine einzige blutig rote Ruine war, und brachte sich augenblicklich mit einem Hechtsprung hinter dem Schiffsgeschütz in Deckung, das sich auf halbem Weg zwischen der Kommandobrücke und dem Bug befand.

Mit einer fließenden Bewegung rollte er sich über die Schulter ab und riss noch im Fallen seine Dienstwaffe aus dem Halfter.

Als er sich wieder aufrichtete, versuchte er, sich hinter der Bordkanone so klein wie möglich zu machen.

Vergebens.

Im gleichen Moment, in dem er den Kopf hochnahm, hatten sie ihn entdeckt.

Der vorderste der Wilden, ein unglaublich hagerer Kerl mit knochigen Schultern und dünnen Armen, stieß einen markerschütternden Schrei aus. Dann ballte er seine Rechte zur Faust, stieß sie gen Himmel und rannnte schreiend auf Tobias zu.

Seine Stammesgenossen folgten ihm auf dem Fuß.

Dem Paraforce-Agenten blieb keine Zeit mehr, großartig zu zielen. Der Anblick des erschlagenen Marinesoldaten verdeutlichte ihm jäh, dass es jetzt nur noch

ums Überleben ging. Fluchend hob Tobias die Glock und schoss, so schnell es ihm möglich war. Binnen Sekunden klatschten ein halbes Dutzend Kugeln in die Phalanx der heranstürmenden Wilden.

Die erste Kugel traf den Hageren mitten in den Kopf und tötete ihn augenblicklich. Die nächste zerschmetterte einen Brustkorb, eine weitere klatschte in einen der bemalten Körper. Die anderen trafen irgendwelche Arme und Beine.

Der Angriff brach binnen Sekunden in einem wilden Durcheinander aus schreienden, zu Boden fallenden, blutenden Menschen zusammen.

Doch schon einen Herzschlag später war alles wieder vorbei.

Kein einziger von den Eingeborenen befand sich noch an Bord. Tobias sah sie nur noch als Schemen mit ihren kleinen Holzbooten in den Nebel eintauchen, der die Insel umgab. Einen Atemzug später schien es, als hätte es sie nie gegeben.

Eine geradezu unnatürliche Stille lag jetzt über dem Schiff.

Die einzigen Geräusche, die zu hören waren, rührten vom blaugrünen Wasser des Ozeans her, das den Rumpf des Bootes mit leisem Plätschern umspülte.

Tobias' Augen bot sich scheinbar ein Bild des Friedens und der Idylle.

Doch der tote Soldat, das viele Blut auf dem schmalen Vorderdeck und die aufgeregten Schreie der hereilegenden Besatzungsmitglieder erzählten eine ganz andere Geschichte.

Mittag war vorüber, die Grimault hatte das merkwürdige Korallenriff umrundet und steuerte ohne weitere Zwischenfälle auf die dahinter liegende Insel zu, die von gespenstisch anmutenden Nebelfetzen umgeben war. Obwohl die starken Schiffsmotoren ihr Bestes gaben, hatte es das Schnellboot schwer, gegen die Strömung anzukämpfen, die seltsamerweise nur in unmittelbarer Nähe der Insel so stark war.

Es ging bereits auf den Nachmittag zu, als sie den Nebel endlich hinter sich gelassen hatten und an der gezackten Felsenküste einen Durchlass entdeckten, der groß genug war, um mit dem fast acht Meter breiten Boot ins Innere der Insel zu fahren.

Dort änderte sich die Umgebung jäh.

Die Luft war plötzlich stickig, das Wasser dunkel und schlammig und die Ufer dschungelüberwuchert.

Auf Befehl von Gaussiere befand sich bis auf die Mannschaft im Maschinenraum und dem Steuermann die gesamte Besatzung an Deck.

Jeder der Soldaten hielt jetzt ein Gewehr in den Händen.

Gebannt starrten die Männer auf den Urwald, der sich wie eine dunkle, scheinbar undurchdringliche Wand über das gesamte Flussufer hinweg bis zum Horizont erstreckte.

Die Nervosität, die inzwischen jeden Einzelnen von ihnen erfasst hatte, wurde mit jedem Meter, den das Schiff auf der Suche nach einem geeigneten Anlegeplatz zurücklegte, immer größer. Selbst Tobias, der seit

seinem Eintritt bei Paraforce eigentlich fortwährend mit unheimlichen oder unerklärlichen Dingen konfrontiert wurde, konnte sich beim Anblick des Dschungels eines mulmigen Gefühls nicht erwehren.

Es hatte den Anschein, dass der Urwald mit vielfältigem Leben erfüllt zu sein schien, obwohl weder ein Mensch noch irgendein anderes Lebewesen zu sehen war. Immer wieder waren das Rascheln von Blättern und das Brechen von Zweigen zu hören. Bizarre Schatten bewegten sich fast lautlos durch das Unterholz. Abgehackte Schreie erklangen und mehr als einmal war in der Schwärze des Waldes das Schimmern von schlitzäugigen, gelben Augen zu erkennen.

Tobias hob den Kopf und blickte zu Gaussiere, der neben ihm stand und sich vornübergebeugt mit den Unterarmen auf der Reling abstützte.

»Ich fürchte, Sie hatten recht, allmählich werde ich tatsächlich immer nervöser. Irgendwie bekomme ich langsam auch das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt.«

»Soso, haben Sie das. Aber ich kann Sie beruhigen. Solange wir uns hier auf dem Schiff befinden, kann uns nichts passieren. Diesmal werden uns die Wilden nicht überraschen, denn diesmal sind wir gewarnt.«

»Mag sein, aber was ist, wenn uns auf der Insel noch etwas anderes erwartet als diese Keulen schwingenden Steinzeitmenschen?«

»Ha«, lachte Gaussiere. »Und was bitte soll das sein? Nein, Monsieur Salcher, in diesem Fall muss ich Ihnen widersprechen. Etwas, das unseren Bordkanonen und Lenkraketen widersteht, muss erst noch geboren wer-

den.«

»Vielleicht ist es das schon und lebt genau auf dieser Insel.«

Der Bootsmann legte den Kopf schief und starrte Tobias fragend an. »Also doch, es gibt da tatsächlich etwas, das ich wissen sollte.«

»Merde!«, fluchte Gaussiere, als ihm Tobias nicht umgehend antwortete. »Legen Sie Ihre Karten endlich auf den Tisch. Was zum Teufel verheimlichen Sie uns, Monsieur Salcher?«

»Glauben Sie an Geister und Dämonen?«, antwortete Tobias mit einer Gegenfrage.

Der Marinesoldat machte ein Gesicht wie eine Kuh, wenn es blitzt.

»Was soll die Frage, wollen Sie mich verscheißern?«

Bevor Tobias zu einer Antwort ansetzen konnte, begann der Marinesoldat, den Gaussiere nach dem Angriff in den Ausguck des Vorderdecks beordert hatte, plötzlich lauthals zu schreien. »Da, da vorne! Seht doch!«

Wie auf einen stummen Befehl hin ruckten die Köpfe sämtlicher an Deck befindlicher Männer beinahe gleichzeitig in jene Richtung, in die der Soldat im Ausguck so aufgeregter deutete. Mit weit aufgerissenen Augen starrten alle geradezu ehrfürchtig auf das Bild, das sich ihnen einen Moment später bot.

Vor ihnen am Uferrand, etwas mehr als einen Steinwurf von Bord des Schiffes entfernt, zeichneten sich die Umrisse einer weitläufigen Hafenanlage ab.

Wuchtige Kais, riesige Schuppen, hölzerne Ladekräne und dahinter, keine dreihundert Yards landein-

wärts, die Schatten unzähliger Gebäude.

Einst, so schien es, hatte man an dieser Stelle das gesamte umliegende Land gerodet und hier eine kleine Stadt errichtet. Eine Stadt mit breiten, gepflasterten Straßen, geräumigen Häusern und einem imposanten Hafen. Der Größe nach mussten hier einmal Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Menschen gelebt haben. Aber das war scheinbar lange her. Inzwischen schienen die Bewohner ihre Häuser verlassen zu haben und der Dschungel hatte damit begonnen, die Stadt wieder einzuschließen und sie Stück für Stück zurückzuerobern.

Die Gebäude waren zerfallen.

Überall waren die vom Zahn der Zeit angenagten Mauern und Hausruinen mit Grün überzogen und Unkraut wucherte zwischen den geborstenen Pflastersteinen der einst prächtigen Straßen und Plätze. Das dunkle Wasser des schlammigen Flusses klatschte in einer geradezu gespenstisch anmutenden Monotonie in immer wiederkehrenden Wellen gegen die verfaulten Holzrümpfe der im Hafen liegenden Überreste zweier Frachtschiffe.

Es war unerträglich schwül und stickig und die Luft war erfüllt von Moder, Fäulnis und Tod.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte Gaussiere stauend.

»Eine Stadt, würde ich mal sagen«, antwortete Tobias lakonisch.

»Das sehe ich selber«, knurrte der Bootsmann ungehalten. »Erklären Sie mir lieber, seit wann es hier eine Stadt gibt.«

»Wie meinen Sie das?«

Der Soldat schnaubte hörbar durch die Nase. »Hören Sie, ich habe fast mein halbes Leben in Neukaledonien verbracht und fahre hier schon seit dreißig Jahren zur See. Ich darf wohl behaupten, dass, wenn sich hier jemand auskennt, dann ich bin. Trotzdem habe ich bisher nichts von der Existenz dieser verdammten Insel gewusst, geschweige denn, dass es hier eine Stadt gibt, in der einmal Menschen gelebt haben. Sie hingegen scheint das alles nicht besonders zu beeindrucken. Deshalb frage ich Sie noch einmal: Was genau geht hier vor sich?«

»Erinnern Sie sich noch? Ich hatte Sie doch vorhin gefragt, ob Sie an Geister glauben!«

Gaussiere verzog das Gesicht, als hätte er eine Kröte verschluckt.

»Hören Sie endlich mit diesem Mist auf. Ich bin kein kleines Kind, das man mit irgendwelchen Schauergeschichten erschrecken kann.«

»Das ist kein Mist«, erwiderte Tobias ernst. Dann versuchte er nach einem Moment des Überlegens dem Marineoffizier die Lage so weit zu erklären, ohne allzu viel an Interna ausplaudern zu müssen. Je länger er dabei redete, desto fassungsloser wurde sein Gegenüber. Als er mit seinen Ausführungen schließlich zum Schluss kam, war Gaussiere trotz der Hitze deutlich blasser um die Nasenspitze geworden.

»Das ... das kann ich nicht glauben«, sagte der Marinesoldat schließlich stockend.

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hatte es den Anschein, als würde er nicht nur an Tobias' Wor-

ten, sondern auch an dessen Verstand zweifeln.

»Habe ich das richtig verstanden? Sie behaupten also allen Ernstes, dass hier ein Wesen herumgeistert, das Menschen in Zombies verwandelt?«

»Ja, und ich fürchte, das ist erst der Anfang.«

Gaussiere schüttelte fassungslos den Kopf. »Sie sind ja verrückt!«

»Leider nein.«

Die Männer zuckten beinahe gleichzeitig zusammen.

Tobias drehte den Kopf als Erster und starrte neugierig auf den Mann, der unbemerkt hinter sie getreten war. Die Abzeichen seiner Schulterklappen wiesen ihn als Matelot, also einfachen Matrosen aus, den niedrigsten Mannschaftsdienstgrad, den die französische Marine zu vergeben hatte.

Der Mann war zwar fast einen Kopf kleiner als er, aber trotzdem ein wahrer Klotz von einem Kerl. Seine Schultern waren so breit wie ein Wandschrank und die Oberschenkel erinnerten den Paraforce-Agenten an Baumstümpfe. Sein Gesicht, das die Farbe einer vertrockneten Kaffeebohne hatte, zeugte davon, dass seine Vorfahren unter den Ureinwohnern von Neukaledonien zu suchen waren. Eine Vermutung, durch die sich Tobias durch das krause Haupthaar und die dunklen Augen, die wie zwei glühende Kohlestücke funkelten, mehr als bestätigt fühlte.

»Entschuldigung, dass ich mich in Ihre Unterhaltung einmische, meine Herren. Aber ich war gerade auf dem Weg in den Maschinenraum und habe deshalb zufällig ein paar Worte von Ihrer Unterhaltung mitbekommen.«



»Aha, und was genau haben Sie gehört?«, fragte Tobias schnell, nachdem er bemerkte, wie Gaussiere beim Anblick des Matrosen unwirsch das Gesicht verzog.

Er wusste, dass der Matrose höchstens ein paar Worte von dem verstanden haben konnte, was sie miteinander gesprochen hatten, aber er kannte die Gepflogenheiten beim Militär nur zu genau. Egal ob in China, Amerika oder Frankreich, es war überall und in jeder Armee auf der Welt stets das Gleiche. Kein Untergebener konnte sich ungefragt in das Gespräch Ranghöherer einmischen, ohne irgendwelche Konsequenzen befürchten zu müssen.

Tobias rechnete auch in diesem Fall damit, dass der Matrose, nachdem er sich eine gewaltige Standpauke eingefangen hatte, garantiert die Auflage bekam, danach kein Wort mehr mit ihm zu reden.

Und genau das wollte er mit seinen schnellen Fragen verhindern.

Sein Bauchgefühl sagte ihm, dass dieser Mann mit Sicherheit Dinge zu erzählen wusste, die er später vielleicht nie mehr erfahren würde.

Ein kurzer Blick in Gaussieres Gesicht genügte, um ihm aufzuzeigen, dass er mit seinen Vermutungen nur allzu recht hatte.

Die Blicke, mit denen der Hauptbootsmann den einfachen Matrosen musterte, schienen diesen förmlich zu durchbohren.

»Was ist, Monsieur Gaussiere?«, sagte er deshalb.  
»Wollen Sie mir den Mann nicht vorstellen?«

Der Offizier riss überrascht die Augen auf, während seine Blicke zwischen den Männern hin und her flogen.

»Warum? Der Mann ist doch nur ein einfacher Matrose. Über was wollen Sie denn mit so einem reden?«

»Zum Beispiel über das, was hier vor sich geht. Sie müssen doch zugeben, dass die ganze Geschichte immer mysteriöser wird. Ich finde, es kann daher nicht schaden, sich auch andere Meinungen anzuhören.«

Der Hauptbootsmann knurrte und fluchte, aber schließlich machte er sie doch miteinander bekannt, wenngleich auch mit einem deutlich zur Schau getragenen Widerwillen.

Aber das war dem Paraforce-Agenten in diesem Moment egal.

»Matrose Pierre Paici, Monsieur Tobias Salcher.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

»Freut mich, Sie kennenzulernen. Na dann schießen Sie mal los, ich bin gespannt, was Sie zu diesem Thema zu sagen haben«, sagte Tobias mit unverhohlenem Interesse.

Paici bleckte als Antwort die tabakgebräunten Zahnstümpfe in seiner Gebissruine.

Es sollte wohl der Ansatz eines Lächelns sein, trotzdem wirkte er seltsam ernst.

»Gegenfrage, was wissen Sie über Puyathak?«

Der Paraforce-Agent war nicht überrascht; irgendetwas am Verhalten des Matrosen hatte ihn ahnen lassen, dass dieser Name über kurz oder lang zur Sprache kommen würde, deshalb zuckte er nur mit den Schultern. »Nichts, oder besser gesagt nur so viel, als dass dieser Begriff in Noumea im Zusammenhang mit einigen recht merkwürdigen Todesfällen bereits mehrmals erwähnt wurde.«

»Was meinen Sie mit merkwürdig?«

»Wie soll ich sagen? Es mag vielleicht seltsam klingen, aber ich bin drauf und dran zu behaupten, dass mich die ganze Szenerie irgendwie an Zombies und Untote erinnert.«

Paici lächelte schmal. »Für einen Mann, der aus der Hauptstadt kommt, sind Sie verdammt ehrlich. Die meisten von euch Typen sind nämlich arrogante Beserwisser, die unsereins nicht mal mit dem Arsch ansehen. Sie hingegen sind anders und soll ich Ihnen was sagen, Sie haben mit Ihren Vermutungen nicht ganz unrecht.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Was?«

»Dass ich anders bin?«

»Das erzähle ich Ihnen später einmal, jetzt sollten wir über Puyathak reden, und zwar schnell. Ich glaube nämlich, dass wir bereits bis zum Hals in der Scheiße sitzen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nach dem, was ich aus Ihrem Gespräch herausgehört habe, hat es den Anschein, als ob der Uralte wieder erwacht ist.«

»Von was reden Sie da, Matrose?«, bellte Gaussiere.  
»Sind Sie etwa auch betrunken?«

»Ich wünschte, ich wäre es«, sagte Paici bitter.

Tobias horchte auf. »Reden Sie nicht um den heißen Brei herum. Los, raus mit der Sprache! Was genau wissen Sie?«

Der Matrose senkte den Kopf. Seine Antwort war Schweigen.

»Haben Sie nicht gehört, was Monsieur Salcher gesagt hat?«, zischte Gaussiere, als der Angesprochene auch weiterhin keine Anstalten machte, auf Tobias' Fragen zu antworten. »Machen Sie endlich das Maul auf, oder ich Sorge dafür, dass Sie mehr Schwierigkeiten bekommen, als Sie vertragen können.«

»Ha«, lachte Paici bitter. Dabei starrte er weiterhin unentwegt auf den Boden. »Mir doch egal, es ändert sowieso nichts mehr an unserer Situation. Wir werden alle sterben, auch wenn wir uns noch so sehr dagegen sträuben.«

Tobias schüttelte energisch den Kopf. »Papperlapapp, so schnell stirbt hier keiner.«

Paici hob den Kopf und sah Tobias fragend an. »Wer sagt das?«

»Ich, und darauf gebe ich Ihnen Brief und Siegel.«

Der Matrose legte den Kopf in den Nacken und begann in einer Art und Weise zu lachen, die vor Sarkasmus nur so strotzte.

\*

Eine Stunde später betraten sechs Männer die Offiziersmesse des Marineschnellbootes. Jerome Gaussiere, Tobias und Paici, der Matrose, begaben sich auf die linke Seite der Speisetafel, die fast die Hälfte des Raumes einnahm, die anderen gingen nach rechts.

Nachdem jeder von ihnen Platz genommen hatte, ließ Gaussiere seinen Blick für einen Moment noch einmal über die Männer gleiten.

»Was ist los, Monsieur Salcher?«, wollte er wissen, als

er bemerkte, dass Tobias von Sekunde zu Sekunde immer ernster wurde. »Sie machen ein Gesicht, als hätte man Sie zu Ihrer eigenen Beerdigung eingeladen. Dabei waren es doch Sie, der diese Diskussionsrunde vorgeschlagen hatte.«

Tobias nickte verdrießlich.

Das hatte er in der Tat, es behagte ihm nur nicht, dass der Kreis jener, die durch den Hauptbootsmann über die Existenz von Puyathak erfahren hatten, ständig größer wurde. Die einfach gestrickte Weltanschauung und der damit einhergehende Aberglaube der Besatzungsmitglieder, die hauptsächlich aus Einheimischen bestand, ließen in ihm die Befürchtung aufkommen, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis auf der Grimault eine Panik ausbrach. An die wilden Tiere des Dschungels wollte er dabei noch nicht einmal denken, geschweige denn an die Tatsache, dass sie seit gut einer Stunde keinerlei Verbindung mehr mit der Außenwelt hatten.

Zusammengenommen waren das seiner Meinung nach mehr Schwierigkeiten, als drei Männer verkraften konnten, denn außer Gaussiere, Paici und ihm wusste er von keinem anderen an Bord, auf den er sich verlassen konnte, wenn die Situation eskalieren sollte.

Wie auch, wenn schon der Kommandant ein haltloser Säufer war.

»Das ist richtig«, sagte er deshalb. »Aber ich wusste bis dato auch nicht, dass Sie gleich Gott und die Welt dazu einladen. Sie wissen doch um die Brisanz der Sache.«

»Keine Angst«, sagte Gaussiere und lächelte ver-

ständnisvoll. Dabei machte er eine weit ausholende Handbewegung. »Diese Männer hier haben mein vollstes Vertrauen. Ohne sie wäre ich gar nicht in der Lage, die Geschicke dieses Schiffs zu lenken.«

Tobias wollte gerade zu einer Erwiderung ansetzen, als die Tür zur Offiziersmesse unvermittelt mit solcher Gewalt aufgestoßen wurde, dass sogar die Farbe an der dahinterliegenden Wand durch den Aufprall abblätterte.

Der Krach, der dabei entstand, war ohrenbetäubend.

Die Männer zuckten wie von der Tarantel gebissen zusammen, als sie erkannten, dass der Mann, der jetzt im Türrahmen stand, niemand anderes war als Alain Ribeau. Der Kommandant der Grimault stand breitbeinig auf der Türschwelle und hatte die Hände in die Hüften gestemmt.

»Was zum Teufel geht denn hier vor?«, bellte er ungehalten.

Dabei wippte er fortwährend in einer solch arroganten Art in seinen Stiefelabsätzen auf und ab, dass in Tobias das Verlangen, ihm eine zu verpassen, mit jedem Atemzug größer wurde. Ein kurzer Blick in die Gesichter der anderen zeigte ihm auf, dass er mit diesem Gedanken anscheinend nicht alleine war.

Für einen Moment herrschte Stille.

Gaussiere war schließlich der Erste, der das Schweigen beendete.

»Nichts, Kommandant Ribeau«, erwiderte der Offizier. »Was soll hier schon vor sich gehen? Wir sind nur zusammengekommen, um über die Ereignisse der letzten Stunden zu reden.«

»Soso, reden«, sagte Ribeau scheinbar teilnahmslos. »Na ja, im Reden waren Sie ja schon immer gut, nur nicht im Handeln, deshalb habe auch ich das Kommando über die Grimault erhalten und nicht Sie.«

Seine Augen schossen Blitze, während er Gaussiere abfällig musterte. Erneut sagte niemand ein Wort, bis Ribeau unvermittelt so heftig mit der Hand gegen den Türrahmen klatschte, dass es wie ein Pistolenschuss klang.

»Wollen Sie mich verarschen, Gaussiere? Das hier ist doch alles andere als ein spontanes Treffen! Das hier ist eine Verschwörung, das sieht ja selbst ein Blinder!«

»Sie irren sich«, mischte sich Tobias in den Disput der beiden Soldaten ein. »Ihr Hauptbootsmann sagt die Wahrheit. Wir haben uns tatsächlich hier nur eingefunden, um über den Angriff der Wilden zu diskutieren. Von einer Verschwörung kann keine Rede sein. Ich fürchte, das bilden Sie sich nur ein.«

Ribeaus Kopf ruckte unvermittelt herum.

Seine Hände zuckten dabei, als er in die zustimmenden Gesichter der anderen blickte. Es schien, als wollte er sie zu Fäusten ballen, um sich im nächsten Moment auf Tobias zu stürzen, der ihn herausfordernd ansah.

Doch anscheinend gab es da irgendetwas an der Haltung des Paraforce-Agenten, das selbst einem alkoholunebelten Gehirn wie dem seinen signalisierte, dass es besser war, ihn nicht herauszufordern. So begnügte sich Ribeau stattdessen mit einem verächtlichen Blick.

»Wer hat Sie denn gefragt? Außer mir hat hier niemand an Bord etwas zu melden und schon gar nicht ein Zivilist wie Sie!«

Tobias lächelte kalt.

Ribeau hatte allem Anschein nach seinen Rausch ausgeschlafen und wohl in den wenigen lichten Momenten seines Daseins bemerkt, dass er allmählich im Begriff war, nicht nur die Kontrolle über das Schiff, sondern auch über die Besatzung zu verlieren. Aber anstatt die Ursache dafür zuerst bei sich zu suchen, reagierte er genau so, wie sich jeder andere unfähige Offizier an seiner Stelle verhalten hätte. Er versuchte, das Problem durch seinen Dienstgrad und die damit einhergehende Befehlsgewalt zu lösen.

Aber damit war er bei Tobias an den Falschen geraten.

»Ich fürchte, da muss ich Ihnen widersprechen.«

Ribeau lachte gallig. »Was Sie nicht sagen! Aber wissen Sie was? Ihre Meinung interessiert mich einen Dreck. Die Grimault ist mein Schiff und das hier ist meine Mannschaft. Sie haben wohl nie gedient, denn sonst wüssten Sie, dass aufgrund der Armeestatuten hier an Bord nur ein Wort Gültigkeit hat, nämlich meines. Um es genauer zu sagen, die Besatzung dieses Schiffes hat nur mir zu gehorchen und sonst keinem andern. Sie wird nur das tun, was ich anordne, sie wird nur dahin gehen, wohin ich es ihr befehle, und ja, sie schießt nicht einmal, wenn ich es ihr nicht erlaube. Haben Sie mich verstanden?«

Tobias nickte, schließlich wurde Ribeaus Stimme mit jedem Wort lauter.

»Natürlich, ich bin ja nicht schwerhörig, trotzdem sehe ich das etwas anders. Sie sind zwar hier der befehlgebende Offizier, aber als solcher auch Angehöriger



der Armee eines Staates, der die Resolutionen der UNO anerkannt hat. Es würde mich daher interessieren, was Ihre Vorgesetzten wohl dazu sagen, nachdem ich das Hauptquartier meiner Behörde über Ihr Verhalten und Ihre offensichtlichen Alkoholprobleme informiert habe.«

Ribeau öffnete den Mund und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Einen Moment lang, so schien es jedenfalls, hatte es ihm die Sprache verschlagen. Dann aber stieß er einen lästerlichen Fluch aus, drehte auf dem Absatz um und eilte den Gang entlang in Richtung seiner Kabine.

Sein Gesicht war puterrot und ein jeder der Männer, der ihm nachsah, wusste, dass er bis in die Stiefel hinein mit heißem Zorn erfüllt war.

Einen Augenblick lang herrschte in der Offiziersmesse eine geradezu gespenstische Stille. Aber nur einen Augenblick, dann redeten plötzlich alle durcheinander.

Schließlich war es Paici, der als Erster auf Tobias zukam und ihm auf die Schulter klopfte.

»Parbleu, dem alten Stinker haben Sie es aber gegeben. So ist ihm noch keiner in die Parade gefahren. Ich dachte, der würde jeden Moment explodieren.«

»Warum?«, erwiderte Tobias unschuldsvoll und bedachte den Matrosen mit einem zuckersüßen Lächeln. »Ich hab doch nur die Wahrheit gesagt.«

\*

Der seltsame Mann, der etwa zur gleichen Zeit Hunderte von Meilen von der Grimault entfernt durch die

Straßen von Noumea glitt, bewegte sich lautlos wie ein Schatten durch die Hauptstadt des kleinen Inselstaates.

Er hatte den Kragen seiner hellen Leinenjacke trotz der Nachmittagshitze hochgeschlagen und den obligatorischen Strohhut tief ins Gesicht gezogen.

Zielsicher hastete er durch die fast menschenleeren Straßen.

Die wenigen Passanten, die sich trotz der brütenden Hitze im Freien aufhielten, sahen ihm kopfschüttelnd nach.

Nur ein Verrückter rannte um diese Zeit durch die Stadt.

Keiner von ihnen ahnte, welchem furchtbaren Irrtum er unterlag.

Professor Jean Pierre LeGrand war alles andere als verrückt, allerdings war er auch nicht mehr mit normalen Maßstäben zu messen.

Der Franzose war nämlich, jedenfalls medizinisch gesehen, eigentlich tot.

Körper und Geist waren längst zu einer seelenlosen Hülle verkommen, die beherrscht wurde von einer Macht, die aus den finstersten Äonen der Erde stammte, Jahrtausende, bevor der Mensch überhaupt geboren wurde. Eine Macht, die ihn dazu antrieb, etwas in Bewegung zu setzen, das die Weltenordnung in ihren Grundfesten erschüttern sollte.

LeGrand hielt den Blick gesenkt, als hätte er Angst, sein Gesicht zu zeigen, während er durch die Stadt eilte.

Dazu hatte er allerdings auch allen Grund, denn dieses unheimliche Etwas, das Besitz von ihm ergriffen

hatte, verwandelte den Archäologen allmählich in ein Monster. Die makellos gebräunte Haut, auf die der grauhaarige Endfünfziger einst so stolz war, wirkte jetzt wächsern und blass. Sein ohnehin schmaler Kopf war inzwischen seltsam hager und knochig geworden und erinnerte immer mehr an den spitz zulaufenden Schädel eines Hundes.

Die Augen waren unnatürlich geweitet und der schmale Mund eher ein Raubtierschlund mit rasiermesserscharfen, nach innen gebogenen Reißzähnen.

Obwohl er kaum den Kopf hob und sich umsah, während er durch die engen Straßen eilte, schien er sein Ziel genau zu kennen und wusste, wo er hingehen musste.

Seine Schritte wurden immer schneller, bis er schließlich vor den beiden wuchtigen Flügeln eines schmiedeeisernen Tors zum Stehen kam.

Dahinter lag ein schmaler, von uralten, knorrigen Bäumen gesäumter Kiesweg, der direkt auf den alten Friedhof von Noumea zu führte. Die tief hängenden Zweige versperrten jegliche weitere Sicht, aber das interessierte kaum jemanden. Der Friedhof war bereits seit mehreren Jahren stillgelegt. LeGrand verharrte, sah sich nach rechts und links um und zwängte sich, als niemand zu sehen war, blitzschnell durch den schmalen Spalt der beiden offen stehenden Torflügel. Als er sich danach noch einmal umblickte und immer noch nichts Verdächtiges zu sehen war, hüpfte er wie ein Kastenteufel über den kaum einsehbaren Kiesweg und lachte meckernd.

Vielleicht wäre ihm sein Lachen vergangen, wenn er

geahnt hätte, dass es trotz allem jemanden gab, der sein Treiben genauestens beobachtete. So aber brach sich das Echo seines Lachens noch lange zwischen den alten Bäumen.

Karl Stone dagegen lachte nicht.

Im Gegenteil, er fluchte stattdessen wie ein betrunkenner Maultiertreiber.

Es war noch keine fünf Minuten her, als er mit einem halb gefüllten Glas am Fenster seines Arbeitszimmers stand, den Feierabend genoss und dem angehenden Sonnenuntergang hin und wieder mit einem Schluck Scotch zuprostete.

Aber das war wie gesagt vor wenigen Minuten. Jetzt war er durch den Anblick der Ereignisse, die sich vor seinen Augen abspielten, derart aufgewühlt, dass er Mühe hatte, seine Hände ruhig zu halten, um von jener bernsteinfarbenen Flüssigkeit, die in seinem Glas schwamm, ja keinen Tropfen zu verschütten. Immerhin handelte es sich dabei um einen Ardbeg Finest Islay, ein Single Malt, von dem die Flasche unter Whiskyliebhabern mit schlappen 1000 US-Dollar gehandelt wurde.

Vorsichtig stellte Stone das Glas auf ein kleines Beistelltischchen und starrte danach wieder gebannt durch das Fenster.

Normalerweise ignorierte er die Tatsache, dass er von seinem Arbeitszimmer aus freien Blick auf den gegenüberliegenden Eingang des Friedhofs hatte, es interessierte ihn auch nicht, wer da noch ein und aus ging.

Aber in diesem Fall war alles anders.

Die Gestalt, die in diesen Sekunden in das Dickicht

der tief hängenden Zweige eintauchte, war kein trauernder Angehöriger von irgendeinem Verstorbenen, den man einst auf diesem Friedhof begraben hatte. Diese Gestalt war niemand anderes als der Archäologe Jean Pierre LeGrand, jener Mann, den inzwischen die halbe Insel suchte.

Stone war lange genug in den Fall involviert, um LeGrand selbst auf die Entfernung bis zum Friedhof hin genau identifizieren zu können.

Nachdem der Franzose seinen Blicken entschwunden war, musste Stone nicht groß überlegen, was zu tun war, sondern stürzte auf seinen Schreibtisch zu. Hastig holte er aus einem Geheimfach die Pistole, die ihm Paraforce bei seinem Dienstantritt als Verbindungsmann übergeben hatte.

Es war zwar keines dieser fantastischen Glock-Modelle, mit denen die eigentlichen Agenten ausgerüstet waren, aber für seine Belange war der stumpfnasige Colt Kaliber 36, den man ihm zugeteilt hatte, ausreichend und bisher stets ein zuverlässiger Begleiter.

Stone schob den Colt in die Hosentasche, schnappte sich seinen Schlüsselbund und zog die Haustür hinter sich zu. Dann rannte er, so schnell er konnte, auf den Friedhof zu.

Er wusste zwar, dass er mit seinem jetzigen Handeln gegen sämtliche bestehenden Vorschriften verstieß, aber das war ihm im Moment egal. Die Meldungen an das Paraforce-Hauptquartier und die zuständigen Behörden in Noumea mussten warten.

Jetzt zählte jede Sekunde.

Stone wurde das Gefühl nicht los, dass jeder weitere

Meter, den LeGrand als Vorsprung bekam, entscheidend sein konnte.

Am Friedhof angekommen hatte der Verbindungsmann keine Mühe, das Eingangstor so weit auseinander zu drücken, dass seine kräftig gebaute Gestalt ungestreift zwischen den rostigen Flügeln hindurchpasste. Das Einzige, was ihm missfiel, war das laute Knarzen der Türangeln, während das Tor zurückschwang.

Stone blieb deshalb sekundenlang stehen, sah sich um und lauschte.

Aber abgesehen vom fernen Verkehrslärm der Hauptstraße blieb es weiterhin still. Er konnte auch nichts entdecken, was irgendwie verdächtig aussah.

Er verharrte noch einen Moment, bis sich sein Pulsschlag wieder beruhigt hatte, und ging dann weiter in Richtung der Gräber. Das kalte Metall seines 36er Colts, den er jetzt in der Rechten hielt, verlieh ihm zusätzliche Sicherheit.

Vorsichtig tastete er sich voran, wobei er immer wieder den tief hängenden Zweigen ausweichen musste.

Trotzdem kam er zügig voran.

Stone war zwar alles andere als ein Angsthase, aber je näher er den Gräbern kam, umso stärker wurde in ihm das Gefühl, dass es besser für ihn war, wenn er wieder umdrehte. Er war eben auch nur ein Mensch und fühlte sich, wie die meisten anderen Individuen seiner Spezies, bei dem Gedanken, nachts einen Friedhof zu betreten, einfach nicht wohl. Hinzu kam seine Anstellung bei Paraforce, durch die er schon des Öfteren mit Dingen konfrontiert wurde, die andere als Aberglaube oder Hirngespinnste belächelten, von denen er aber

wusste, dass sie mehr als nur real waren.

Er war gerade dabei abzuwägen, was wohl besser war, umdrehen oder weitergehen, als plötzlich seltsame Laute an sein Ohr drangen.

Stone legte den Zeigefinger um den Abzug seines Colts und richtete die Mündung auf die Umrisse der kleinen Friedhofskapelle, die sich vor ihm im Licht des sterbenden Tages am Wegesrand abzeichneten.

Offenbar hatten ihn seine Gefühle nicht getrogen.

Das dumpfe Murmeln einer tiefen Männerstimme, das immer wieder von abgehackten, seltsam bellenden Lauten unterbrochen wurde, bildete gemeinsam mit den schrillen Tönen einer Flöte eine Geräuschkulisse, die kurz vor Sonnenuntergang auf einem Friedhof gelinde gesagt etwas mehr als nur ungewöhnlich war.

Das Geschehen wurde seiner Meinung nach immer suspekter, wobei das Erscheinen von LeGrand, der entgegen allen medizinischen Regeln offensichtlich immer noch unter den Lebenden weilte, dem ganzen die Krone aufsetzte.

Für Stone gab es deshalb kein Halten mehr.

Vorsichtig, einen Fuß vor den anderen setzend, um ja nicht auf irgendeinen herumliegenden Zweig oder Ast zu treten, der unter seinem Gewicht unweigerlich krachend zerspringen würde, tastete er sich Zentimeter um Zentimeter an die Kapelle heran.

Für jemanden wie ihn, der die meiste Zeit des Tages damit verbrachte, seinen Hintern während der Arbeit auf irgendwelchen bequemen Bürostühlen breit zu drücken, ein wahrhaft schweißtreibendes Unterfangen.

Stone musste sich bereits nach wenigen Metern ein-

gestehen, dass Tobias recht behalten hatte, als er vor seiner Abreise behauptet hatte, dass er hinter seinem Schreibtisch besser aufgehoben war.

An seinem Ziel angelangt, musste er sich erst einmal gegen die rückwärtigen Mauern der Kapelle lehnen, um wieder zu Atem zu kommen.

In seinen Ohren rauschte das Blut und sein Puls raste wie verrückt.

Ein glitzerndes Netz aus unzähligen Schweißperlen hatte sein Gesicht überzogen und seine Lungen rasselten und piffen wie eine altersschwache Dampflokomotive, die versuchte, den Mount Everest zu erklimmen.

Der Schweiß brannte in seinen Augen und es dauerte eine Zeit, bis er wieder bei Puste war.

»Alter Falter«, keuchte Stone und wischte sich über das Gesicht. »Wird langsam Zeit, dass du in Rente gehst, sonst machst du das hier nicht mehr lange.«

Bevor er sich jedoch weiter bedauern konnte, machte ein spitzer Schrei seinen mitleidigen Gedanken ein jähes Ende.

Er kam direkt aus dem Innern der Kapelle.

Stone zuckte unwillkürlich zusammen, nahm den Colt hoch und beugte neugierig den Oberkörper nach vorne, um einen kurzen Blick durch das quadratische Fenster zu werfen, das keine Handbreit von seiner Nasenspitze entfernt im Mauerwerk eingelassen war. Durch das Fehlen der Glasscheibe hatte er freie Sicht auf das Innere der Kapelle.

Er hob den Kopf und zuckte genauso schnell zurück, wie er sich vorgebeugt hatte.

Ein leises Stöhnen entrang sich seiner Kehle, als ihm



klar wurde, was er da soeben gesehen hatte. Es war geradezu unglaublich.

Drinnen, in der Kapelle, hatten sich fünf Menschen, zumindest waren sie es einmal gewesen, zu einem Kreis formiert und hielten sich an den Händen.

Drei Männer und zwei Frauen, die man eigentlich schon vor Tagen für tot erklärt hatte. Stone hatte alle ihre Obduktionsbefunde gelesen, sowohl den von LeGrand wie auch die von Henri Ougona, dem Nachwächter, und Charles Balmer, dem stellvertretenden Leiter der Gerichtsmedizin von Noumea. Dadurch wusste er auch, dass es sich bei den beiden Frauen um die amerikanischen Millionärswitwen Amanda Myers und Elizabeth Swenson handelte.

Irgendetwas hatte sie scheinbar wieder zu unheiligem Leben erweckt.

Sie wiegten ihre Oberkörper ekstatisch hin und her und wiederholten mit erhobenen Armen immer wieder das Wort Puyathak.

Es war eine Szenerie wie aus einem Albtraum.

Fünf lebende Leichen, vollkommen nackt und durch die Temperaturen, die um diese Jahreszeit auf der Insel vorherrschten, bereits mit deutlichen Zeichen der Verwesung übersät, tanzten in der stillgelegten Friedhofskapelle einen dämonischen Reigen.

Ihre Leiber waren zum Teil bereits aufgedunsen, das Gewebe schlaff und schwammig und die Haut an mehreren Stellen aufgeplatzt wie die Schale einer überreifen Südfrucht.

Stone schloss die Augen und zitterte.

Er ahnte, dass er es nur seiner Mitarbeit bei Paraforce

zu verdanken hatte, dass er jetzt nicht anfangen durchzudrehen, aber er ahnte nicht, dass der Albtraum, der sich vor seinen Augen abspielte, erst begonnen hatte.

\*

»Let's do it, Baby, let's do it right now! Fuck the System, fuck the World.«

Der Sprechgesang, der aufgrund seines Geräuschpegels nur aus den Lautsprechern eines überdimensionalen Gettoblasters stammen konnte, hallte so unvermittelt und laut durch die Stille der Abenddämmerung, dass ihm vor Schreck fast das Herz in die Hose gerutscht wäre.

Karl Stone zuckte zusammen und hob trotz der Gefahr, in der er sich befand, missmutig den Kopf. Für jemanden, der normalerweise den Klängen eines Richard Wagners lauschte, war nicht nur der einfältige Text, sondern auch die monoton hämmernden Beats ein einziges Gräuel.

Seine Augen verengten sich jäh, als er beobachtete, wie sich mehrere Gestalten einen Weg durch die tief hängenden Zweige bahnten und auf die Kapelle zukamen.

Lachen, Fluchen und Flaschenklirren begleitete sie.

Spätestens jetzt wurde ihm klar, dass es sich hierbei um eine Gruppe von Jugendlichen handelte, die heimlich eine Party mit Musik, Alkohol und wahrscheinlich auch Drogen feiern wollten. Die halbhohen und teils schwächtigen Schemen der vier Ankömmlinge ließen darauf schließen, dass noch keiner von ihnen volljährig

sein konnte. Ein Umstand, der wohl hauptsächlich dafür verantwortlich war, warum die Gruppe für ihre Fete den abgeschiedenen Friedhof aufsuchte.

Im Prinzip hatte Stone gegen solche Partys nichts einzuwenden, wenn sie im Rahmen blieben.

Aber hier war es anders.

Hier war eine Gruppe unbekümmerter Halbstarker gerade dabei, sich einem Ort zu nähern, an dem sich Zombies, denn nichts anderes waren LeGrand und seine Begleiter, zu einer dämonischen Zeremonie eingefunden hatten.

Stone öffnete gerade den Mund, um den Jugendlichen eine Warnung zuzurufen, als in der Kapelle plötzlich Bewegung entstand.

LeGrand hob die Arme und stieß ein paar Worte hervor, wie sie Stone noch nie zuvor in seinem Leben gehört hatte. Es waren Laute, die einer nichtmenschlichen Sprache entstammen mussten, und obwohl er nichts von dem verstand, was LeGrand da gerade von sich gab, stellten sich ihm beim Klang dieser Worte unwillkürlich die Nackenhaare auf.

Instinktiv ging er in die Knie.

In der gleichen Sekunde sprengte LeGrand die Tür mit einem einzigen Fußtritt aus den Angeln, worauf die fünf Untoten mit einer überraschenden Behändigkeit aus der Kapelle sprangen.

Der Lärm, der dabei entstand, war ohrenbetäubend.

Stone hob automatisch den Kopf und hörte, wie die Jugendlichen vor der Kapelle aufgeregt durcheinanderschrien.

»He Leute, seht doch mal, was ist denn das?«, rief ei-

ner von ihnen.

»Alter, ich glaub's ja nicht, die sind ja alle nackt«, sagte ein anderer.

»Sieht so aus, als wären wir mitten in einem Gang Bang für Rentner gelandet«, johlte der nächste und alle vier brüllten vor Lachen.

Aber nicht lange, dann mischte sich in das Lachen ein gellender Schrei.

Obwohl Stone, der sich noch immer hinter der Kapelle gegen das Mauerwerk presste, nicht sehen konnte, wer da geschrien hatte, musste es sich der Stimme nach unzweifelhaft um ein junges Mädchen gehandelt haben.

Bevor er jedoch Genaueres in Erfahrung bringen konnte, ertönten weitere Schreie.

Den Colt in der Hand sprang Stone auf und starrte fassungslos auf das unheimliche Geschehen, das sich vor seinen Augen abspielte.

Die Untoten hatten die Jugendlichen inzwischen erreicht.

Mit ihren vorgestreckten Klauenhänden grapschten sie gierig nach den Teenagern, klammerten sich an sie und zerrten sie, noch bevor diese reagieren konnten, mit aller Macht zu Boden. Die Jugendlichen brüllten vor Entsetzen und schlugen blindlings um sich. Sie konnten zwar einige Treffer landen, aber LeGrand und seine unheimlichen Begleiter zeigten keinerlei Wirkung. Es hatte den Anschein, als würden sie die Schläge überhaupt nicht spüren. Niemand von ihnen zeigte auch nur das geringste Anzeichen von Schmerz oder Schwäche.

Stattdessen packten sie die jungen Leute mit einer geradezu erschreckenden Leichtigkeit und zerrten sie wieder in die Höhe.

Sekunden später war das Brechen und Splintern von Knochen zu hören.

Stone wurde bei dem Anblick derart schlecht, dass er Mühe hatte, sich nicht zu übergeben.

Doch ihm blieb kaum Zeit, seine überreizten Sinne wieder unter Kontrolle zu bringen. Nur wenige Sekunden, nachdem die Teenager entseelt und in seltsam verrenkter Haltung wieder auf dem Boden lagen, ertönten aus der Kehle von LeGrand abermals jene seltsamen Laute.

Die Luft ringsherum schien zu knistern, als wäre sie elektrisch aufgeladen, und gleichzeitig begannen die Glieder der Toten, bar jeglichen Gesetzen der Vernunft, zu zucken, als hätte man sie unter Strom gesetzt.

Für drei, vier Sekunden war Stone vor Entsetzen wie gelähmt. Sein Verstand weigerte sich zu begreifen, was seine Augen sahen.

Die Jugendlichen, die eigentlich tot waren, kamen torkelnd wieder auf die Beine. Mit ungelinken Bewegungen, ähnlich Marionetten, die an Fäden gehalten wurden, umringten sie LeGrand. Stone war zwar einiges gewohnt, aber er war nicht so abgebrüht, dass dieser Anblick spurlos an ihm vorüberging.

Unbewusst entrang sich seiner Kehle ein Laut des Entsetzens. Kaum hörbar zwar, aber anscheinend dennoch vernehmlich genug.

Denn anders war es nicht zu erklären, dass plötzlich neun Zombies die Köpfe drehten und in seine Rich-

tung startten.

\*

Tobias sprang als Erster auf den Pier der verfallenen Hafenstadt, kaum dass die Grimault an den morschen Kais angedockt hatte.

Paici folgte ihm dichtauf, danach noch zehn weitere Marinesoldaten.

Gaussiere und der Rest der Mannschaft blieben an Bord, schließlich wusste keiner von ihnen, was sie im Innern des Dschungels erwartete.

Sie mussten mit dem Schlimmsten rechnen und von daher war es gut zu wissen, dass man mit der Grimault einen Ort besaß, an den man sich zurückziehen konnte, wenn es hart auf hart kommen sollte. Wobei sich Tobias mit einem Lächeln eingestehen musste, dass er nicht der Einzige war, dem die Tatsache, dass jetzt Gaussiere anstatt Ribeau offiziell das Kommando über das Schiff übernommen hatte, positiv auf seine Stimmung wirkte.

Nachdem sich alle Männer an Land versammelt hatten, übernahm Paici wie abgesprochen die Führung. Der Vorschlag war von Tobias gekommen und das aus gutem Grund; der Matrose war schließlich in dieser Gegend von Neukaledonien geboren und aufgewachsen, wenn auch etliche Meilen weiter östlich.

Dadurch kannte er im Gegensatz zu allen anderen die Begebenheiten in diesem Land sicher besser als Gaussiere oder einer seiner Offiziere. Deshalb hatte von den anderen auch niemand etwas gegen Tobias' Anwei-

sung einzuwenden.

Paici erwies sich auch sogleich als umsichtiger Führer.

Kaum waren die Männer marschbereit, trieb er sie auch schon mit ungeduldigen Handbewegungen zur Eile. »Vorwärts, Leute, beeilt euch! Im Dschungel wird es schneller dunkel als im Rest des Landes und Mittag ist bereits vorüber. Wir haben also nur noch wenige Stunden, um die nähere Umgebung zu erkunden.«

»Warum rennen wir heute dann überhaupt noch durch den Dschungel, wenn es, wie du sagst, sowieso bald dunkel wird?«, lamentierte einer der Soldaten. »Wäre es nicht besser, wenn wir uns auf dem Schiff ausruhen und dann morgen früh an Land gehen? Erstens sind wir dann alle ausgeschlafen und zweitens haben wir dann bedeutend mehr Zeit, um uns bei Tageslicht umzusehen.«

Der Sprecher war ein mittelgroßer, untersetzter Mann mit stämmigen Beinen und einem ordentlichen Bauchansatz. Tobias vermutete, dass der Bursche aufgrund seiner fülligen Statur keine allzu große Lust verspürte, nach einem anstrengenden Vormittag auch noch am Mittag stundenlang durch den Dschungel zu marschieren. Doch sein Mitleid hielt sich in Grenzen. Warum meldete sich so jemand auch freiwillig zum Militär?

Die Armee kannte keine faulen Ausreden, mitgefangen war mitgegangen.

Paici schien derselben Ansicht zu sein, denn sein Blick war nicht gerade wohlwollend, indes er dem Soldaten antwortete: »Warum? Das kann ich dir sagen. Ich denke mal, dass jeder von uns wahrscheinlich bedeu-

tend besser schlafen wird, wenn er weiß, was in seiner näheren Umgebung vor sich geht. Oder hast du die Wilden etwa schon vergessen?«

»Paici hat recht«, sagte ein anderer Soldat. »Denk nur daran, was mit René passiert ist!«

Der Angesprochene senkte den Kopf und blickte betreten zu Boden.

Er wusste nur zu gut, dass René der Name jenes Wachsoldaten war, den die Wilden bei ihrem ersten Angriff auf das Schiff erschlagen hatten.

»Schon gut, Leute. Vergesst, was ich gesagt habe.«

»Dann mal los, Kameraden, die Zeit drängt!«, erwiderte Paici und klatschte auffordernd in die Hände, worauf sich die Männer in Bewegung setzten und im Gleichschritt aus der verfallenen Hafenstadt marschierten.

Kurz, bevor sie den Dschungel erreichten, ließ Paici die Männer anhalten und teilte die Patrouille auf.

»Henri, Pascal, ihr beiden bildet die Vorhut. Ihr seht zu, dass wir keine unliebsamen Überraschungen erleben, aber geht dabei kein Risiko ein. Ihr entfernt euch nicht weiter als fünfhundert Meter von der Truppe, verstanden?«

Die beiden angesprochenen Soldaten nickten und ließen los, währenddessen Paici zwei weitere Männer dazu abkommandierte, die Flanken des Trupps zu sichern. Er wartete noch einen Moment, bis sie alle ihre Positionen erreicht hatten, dann marschierte er mit dem Rest weiter.

Spätestens in dem Moment, in dem die Männer in den angrenzenden Dschungel eintauchten, wurde je-



dem von ihnen klar, was ihnen Paici mit seinen Worten über die Dunkelheit im Dschungel vermitteln wollte.

Sie hatten die ersten Bäume kaum passiert, als das undurchdringliche Laubwerk des Urwaldes das goldene Licht der Nachmittagssonne umgehend in ein verwaschenes, düsteres Grau verwandelt hatte. Das dichte Blätterdach ließ kaum einen Sonnenstrahl zu ihnen durchdringen.

Tobias starrte mehrmals auf die fluoreszierenden Zeiger seiner Armbanduhr, um sich zu vergewissern, dass es erst kurz nach drei war und nicht, wie ihm die Lichtverhältnisse vorgaukelten, bereits kurz vor Einbruch der Abenddämmerung.

Ein Seitenblick zeigte ihm auf, dass er nicht der Einzige war, dem es so erging.

Tobias zuckte mit den Schultern, erging sich in einem Fluch, der alles andere als gesellschaftsfähig war, und folgte schließlich den anderen, nachdem ihm klar geworden war, dass weder er noch seine Begleiter an dieser Situation etwas ändern konnten.

Während er weiterging, ertappte er sich immer wieder dabei, wie seine Gedanken zurück in seine Heimat in die Bergwelt Österreichs schweiften.

Seufzend musste er sich eingestehen, dass der Dschungel einfach nicht seine Welt war.

Er seufzte wieder, als ihm klar wurde, dass es nur an ihm lag, dass er sich hier und nicht auf einem schneebedeckten Alpengipfel befand.

Der nächste Seufzer erstarb jäh, als er erkannte, dass die anderen fast schon außer Sichtweite waren, während er seinen Gedanken nachhing. Tobias schalt sich

einen Narren, beschleunigte seine Schritte und schloss rasch wieder zu den Männern der Patrouille auf.

Sie waren etwa eine gute Stunde im Gänsemarsch hintereinander her marschiert, als Paici unvermittelt stehen blieb und die Hand hob. Die Männer erstarrten mitten in der Bewegung und blickten ihn fragend an.

»Was ist los?«, fragte Tobias etwas verwundert über den außerplanmäßigen Halt. Schließlich war es der Matrose selber, der sie noch vor Kurzem zur Eile angetrieben hatte. »Warum halten wir, hast du irgendetwas entdeckt?«

Paici, der inzwischen nicht nur von dem Paraforce-Agenten, sondern auch von den anderen Männern längst nicht mehr als einfacher Matrose, sondern als fähiger Führer wahrgenommen wurde, legte statt einer Antwort den Kopf schief und drückte sein rechtes Ohr mit dem Zeigefinger in einer Art nach vorne, als könnte er dadurch besser hören.

»Hörst du was?«

Tobias hob den Kopf und lauschte besorgt in den Dschungel hinein. »Nein«, sagte er nach einem Moment des Schweigens. »Tut mir leid. Ich weiß nicht, was du meinst, es ist doch alles ruhig.«

»Eben«, erwiderte der Matrose. »Und genau das gefällt mir nicht. Für meinen Geschmack ist es zu ruhig, oder hörst du irgendein Vogelgezwitscher oder sonst einen Ton?«

»Nein.«

»Ist das nicht seltsam, wenn man bedenkt, was in so einem Dschungel alles an Getier lebt?«

»Was schlägst du also vor?«, fragte Tobias, dem die

unnatürliche Stille des Waldes inzwischen ebenfalls bewusst geworden war.

Paici entblößte seine Zähne zu einem raubtierhaften Grinsen. »Umdrehen, und zwar schnell.«

»Was?«, fragte einer der Soldaten, der zufällig neben ihnen stand. »Das ist jetzt nicht dein Ernst, Paici, oder? Willst du uns damit sagen, dass du uns zwei Stunden lang durch den Dschungel gehetzt hast, nur um uns hier wieder umkehren zu lassen?«

Seine Blicke hätten nicht erstaunter sein können, als wenn Paici befohlen hätte, sich auszuziehen. Doch seine Verwunderung dauerte nur so lange an, bis es vor ihnen im Gebüsch raschelte und einer der vorausgeeilten Späher durch das Unterholz brach.

Der Mann sah entsetzlich aus.

Die Uniform hing ihm in Fetzen vom Leib, sein Gesicht war dreckverschmiert und seine Uniformbluse voller Blut.

»Diese Schweine! Sie haben im Dschungel auf uns gewartet«, keuchte er und brach etwa zwei Meter von ihnen entfernt in die Knie.

Trotzdem konnte Tobias die beiden Pfeile in seinem Rücken deutlich erkennen.

»Lauft!«, schrie Paici, der fast gleichzeitig mit Tobias reagierte. »Lauft um euer Leben!«

Im gleichen Moment war überall im Dschungel ein ohrenbetäubendes Gebrüll zu hören.

\*

Tobias befand sich mitten in der Bewegung, loszuren-

nen, als ihn ein eigentümliches Geräusch den Kopf drehen ließ.

Seine Augen weiteten sich jäh, als er zusah, wie ein langschäftiger Speer zwischen den Bäumen hervor zischte und sich, bevor er auch nur den Ansatz einer Reaktion zeigen konnte, in den Hals eben jenes Marinesoldaten bohrte, der sich noch vor Sekunden über Paicis Anordnung umzudrehen gewundert hatte.

Der Mann gab ein lautes Gurgeln von sich, umklammerte mit beiden Händen den Schaft der primitiven Waffe, deren Steinspitze seine Kehle regelrecht durchschlagen hatte, und fiel wie ein leerer Kartoffelsack zu Boden.

Im gleichen Atemzug spuckte der Dschungel eine Horde scheußlich bemalter Wilder aus.

Dunkle, muskulöse Männer mit primitiven Schädelbrechern und schweren Kurzbogen. Sie waren, von Federn im Haar und der obligatorischen Koteka (eine Art Penisfutteral, das mit einer Schnur rund um die Hüften befestigt war) abgesehen, vollkommen nackt.

*Himmel!*, durchzuckte es Tobias. *Das müssen ja Dutzende sein.*

Fluchend drehte er sich um und rannte hinter Paici her, der inzwischen bereits mehr als fünfzig Yards vor ihm durch den Dschungel jagte.

Der Rest der Patrouille folgte Tobias augenblicklich.

Die Männer rannten so schnell, wie sie noch nie zuvor in ihrem Leben gerannt waren. Trotzdem hatten sie gegen die Eingeborenen nicht den Hauch einer Chance.

Verzweiflung erfasste den Paraforce-Agenten, als er aus den Augenwinkeln heraus beobachten konnte, wie

der erste der Marinesoldaten bereits nach wenigen Schritten unter den Pfeilen der Wilden zu Boden ging. Kurz darauf starb der zweite, dann ein dritter.

»Paici«, schrie Tobias, nachdem es ihm gelungen war, zu dem Matrosen aufzuschließen. »Wir müssen sie irgendwie aufhalten, sonst sind wir alle erledigt!«

Paici nickte, riss sein Gewehr hoch und drehte sich noch im Laufen um. Stehenbleiben, den Kolben des Karabiners gegen die Schulter drücken und zielen waren eine einzige fließende Bewegung. Dann jagte er die Hälfte seines Magazins durch die Reihen der Soldaten hindurch in den Pulk ihrer Verfolger.

Der Angriff kam augenblicklich zum Stehen.

Schreiend spritzten die Wilden auseinander und flohen in die Tiefe des Dschungels zurück.

Inzwischen war der Rest der Soldaten herangekommen.

»Parbleu«, keuchte einer von ihnen sichtlich erleichtert. »Schätze, die sind wir los.«

»Einen Scheißdreck sind wir«, polterte Paici. »Jetzt geht es erst richtig los. Sie werden versuchen, ihre Toten zu rächen, und ihre Chancen stehen nicht schlecht, so viele, wie sie sind.«

»Was schlägst du vor?«

»Hinknien«

Tobias machte ein Gesicht, als würde er ernsthaft am Verstand des Matrosen zweifeln. »Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder ...«

Die Art, wie ihn der einfache Soldat dabei angrinste, erinnerte den Paraforce-Agenten unwillkürlich an den Anblick mittelalterlicher Kupferstiche, auf denen der

Teufel als lachender Geselle dargestellt wurde.

»Natürlich! Zum einen geben wir für die Wilden dadurch ein deutlich kleineres Ziel ab und zum anderen schießen die Männer in kniender Haltung bedeutend genauer. Es wird diese verdammten Heiden zwar nicht aufhalten, aber ich denke, dass sie sich genug blutige Nasen holen, um uns für eine Weile in Ruhe zu lassen. Dadurch bekommen wir genügend Zeit, um doch noch alle lebend an Bord der Grimault zu gelangen.«

Tobias musste nicht allzu lange über das Gesagte nachdenken, ihm war bereits nach den ersten Worten klar, wie recht Paici hatte.

»Ihr habt gehört, was er gesagt hat«, rief Tobias den Soldaten zu. »Ich zähle jetzt bis drei, dann geht ihr auf die Knie und zielt. Haltet dabei auf die Bäuche, das ist das größte Ziel.«

Die Männer nickten, gingen zu Boden und entsicherten ihre Gewehre.

Unterdessen wagten sich die ersten Wilden wieder aus ihrer Deckung.

Angetrieben von den Rachegedanken ob ihrer getötenen Stammesbrüder und der Tatsache, dass sie den Eindringlingen immer noch mindestens zehn zu eins überlegen waren, wurden ihre Aktionen mit jeder weiteren Minute provozierender.

Zuerst waren es nur ein paar Fäuste, die drohend geschüttelt wurden, und Schmähungen, die sie den Männern zuriefen. Doch schon bald schwangen sie ihre Waffen und versuchten sich in Scheinangriffen. In der Zwischenzeit strömten immer mehr von ihnen aus dem Unterholz herbei. Dann begann in der Tiefe des

Dschungels eine Trommel zu schlagen und die Wilden warfen sich, schrille Kriegsschreie ausstoßend, wie ein Mann auf die Soldaten.

Tobias' Blick suchte den von Paici.

Der Matrose nickte und zögerte keine Sekunde mehr.

Als er das Kommando gab, feuerten alle gleichzeitig.

Über ein Dutzend der Eingeborenen fielen bereits im ersten Kugelhagel.

Verwirrung entstand in den Reihen der Angreifer, doch die Soldaten kannten keine Gnade. Mit der Entschlossenheit von Männern, denen inzwischen klar geworden war, dass es für sie nur noch ums nackte Überleben ging, jagten sie Kugel um Kugel in den Pulk der heranstürmenden Horde.

Die Angreifer starben im Sekundentakt, während die schwülwarme Luft des Spätnachmittags im Gestank von Blut, Schweiß und Todesangst ertrank. Reihenweise gingen die Eingeborenen zu Boden und wälzten sich zuckend und brüllend auf der lehmigen Erde, bis ein schriller Schrei durch den Dschungel hallte und sie ins Unterholz zurückfluten ließ.

Danach dauerte es keine Minute mehr und der Kampf war genauso schnell vorüber, wie er begonnen hatte.

\*

An Bord der Grimault herrschte eine geradezu gespenstische Stille, die nur hin und wieder von Alain Ribeau durchbrochen wurde, dessen betrunkenes Schnarchen selbst durch seine Kabinentür laut und deutlich zu ver-

nehmen war und das, obwohl er sie von innen fest verriegelt hatte.

Das Wasser des Meeres klatschte in kaum hörbaren Wellen immer wieder gegen den Rumpf des im Hafenbecken vertäuten Schiffes, und selbst das Säuseln des ständig wehenden Windes schien verstummt zu sein.

Jerome Gaussiere saß mit versteinerner Miene in der Offiziersmesse und starrte genauso wie sein Stellvertreter, ein vierschrötig wirkender Unteroffizier mit grau meliertem Oberlippenbart, ungläubig auf Tobias und Paici, der sich neben dem Paraforce-Agenten ungeniert am Tisch lümmelte.

»Verdammt, Monsieur Salcher, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was Sie und der Matrose Paici uns da gerade erzählt haben, befinden wir uns nicht mehr auf der Suche nach einem angeblich verschwundenen Mitarbeiter der UNO, sondern im Kriegszustand mit einem Eingeborenenstamm. Können Sie mir das bitte etwas näher erklären?«

Tobias zuckte mit den Schultern und versuchte ein Lächeln, während er Gaussiere antwortete: »Also Kriegszustand würde ich das nicht gerade nennen.«

»Ach ja, und was ist dann mit den sechs toten Soldaten, die wir in der Zwischenzeit zu beklagen haben?«

»Monsieur Salcher hat recht«, wandte Paici ein. »Nicht die Eingeborenen sind unser Problem, sondern Puyathak.«

»Puyathak, immer nur Puyathak«, sagte Marryat, Gaussieres Stellvertreter, wobei die Furchen in seinem wettergegerbten Gesicht mit jeder Wiederholung seiner Worte tiefer wurden. »Ich kann diesen Namen bald



nicht mehr hören. Was Sie beide da behaupten, ist unvorstellbar, ich kann es einfach nicht glauben. Wissen Sie was? Allmählich bekomme ich den Eindruck, dass hier an Bord des Schiffes nicht nur Kapitän Ribeau ein Alkoholproblem hat. Anders kann ich mir dieses wirre Gerede sonst nicht erklären.«

Der Offizier verharrte einen Moment, lachte kurz auf und schüttelte dabei den Kopf. »Entschuldigen Sie meine harschen Worte, aber einen derartigen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört.«

Paicis Augen schossen Blitze, als er zu dem grauhaarigen Offizier sagte: »Lachen Sie ruhig, Maitre (Bootsmann), jedenfalls solange Sie es noch können.«

»Was soll das heißen, Matrose?«

Paici hob die Stimme nur unmerklich, als er dem Unteroffizier antwortete: »Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was mir Monsieur Salcher über die Vorkommnisse in der Hauptstadt berichtet hat, wird es nicht mehr lange dauern, bis Puyathak damit beginnt, wieder den Platz auf der Welt einzunehmen, der ihm den alten Legenden meines Volkes nach zusteht. Wenn wir das nicht verhindern können, gnade uns Gott.«

Marryat machte eine abwertende Handbewegung. »Unsinn, Matrose, oder wollen Sie etwa allen Ernstes behaupten, dass es dieser heidnische Wilde mit einer der am besten ausgerüsteten Armeen der Welt aufnehmen kann?«

Jetzt war es an Paici, sich abfällig zu äußern. »Ich denke schon, denn gegen ihn und seine Brut sind selbst unsere modernsten Waffen wirkungslos. Außerdem ist er kein heidnischer Wilder, sondern so etwas wie ein

Gott.«

Tobias seufzte und richtete sich in Gedanken schon mal auf eine lange Nacht ein. Er hatte nicht das Gefühl, dass es ihnen möglich sein würde, Gaussiere und Maryat mit Worten von der drohenden Gefahr zu überzeugen, dazu waren die beiden Armeeköpfe in ihren Ansichten einfach zu verbohrt.

Er ahnte jedoch nicht, dass ihm im nächsten Moment das Schicksal zur Hilfe kommen sollte.

Unruhe machte sich plötzlich auf dem Schiff breit.

Obwohl die Offiziersmesse ziemlich tief im hinteren Schiffsbau lag, blieb ihnen die Aufregung, die inzwischen den vorderen Teil des Bootes erfasst hatte, nicht verborgen. Schritte hallten über das Deck, Türen schlugen, Befehle wurden gebrüllt.

»Was zum Teufel ist denn jetzt schon wieder los?«, fragte Gaussiere und erhob sich von seinem Stuhl.

»Vielleicht hat Ribeau seinen Rausch ausgeschlafen und fängt wieder an zu randalieren«, erwiderte Paici, verstummte aber wieder sofort, als er an den Gesichtern der anderen ablesen konnte, dass sein Kommentar alles andere als gelungen war.

Aber bevor irgendeiner von ihnen reagieren konnte, wurde auch schon die Tür zur Offiziersmesse aufgerissen und einer der Marinesoldaten stolperte herein.

Breitbeinig baute sich der Hauptbootsmann vor dem Soldaten auf, verschränkte die Arme vor der Brust und holte tief Luft.

»Matrose!«, donnerte seine Stimme durch den Raum.

»Oui, Monsieur Maitre Principal!«, brüllte der Soldat zurück.

Tobias verzog säuerlich das Gesicht.

Kein Wunder, dass sich immer mehr junge Männer gegen den Militärdienst entschieden.

In der Armee war Brüllen wohl an der Tagesordnung, man brüllte anscheinend selbst, wenn man nur zwei Schritte voneinander entfernt war.

Der Soldat schlug die Hacken zusammen und machte Männchen. Dabei gab er, wie Tobias befand, eine geradezu unglückliche Figur ab.

Das lag nicht nur daran, dass der pickelgesichtige Matrose ziemlich jung und unerfahren war, sondern auch so dürr, dass ihm die Uniform mindestens eine Nummer zu groß war. Er bemühte sich zwar, Haltung zu bewahren, und ging auch in Grußstellung, aber beides misslang ihm durch die viel zu große Dienstkleidung beinahe kläglich.

»Wer hat Ihnen erlaubt, hier unangemeldet hereinzuplatzen? Und zudem, haben Sie nicht gelernt, wie man eine ordentliche Meldung macht?«

Das Gesicht des Soldaten wurde daraufhin so bleich wie ein frisch gestärktes Leintuch. Die ganze Situation schien ihn sichtlich zu überfordern. Es verwunderte Tobias von daher auch nicht sonderlich, dass die Meldung des dünnen Soldaten mehr als konfus klang.

Dennoch ließen die wenigen Worte, die er von sich gab, sämtliche Alarmglocken in ihm schrillen.

»Da ... da draußen ...«, stotterte er und deutete aufgeregt mit der Rechten über seine Schulter.

»Was ist da draußen?«, bellte Gaussiere.

Der Soldat setzte zu einer Erwiderung an, verhaspelte sich aber in der Aufregung mehrmals.

Es dauerte Sekunden, die Tobias schier endlos vorkamen, bis er sich wieder im Griff hatte. Aber danach sprudelten die Worte nur noch so aus ihm heraus.

»Da draußen wimmelt es nur so von den Wilden. Ich glaube, die wollen uns angreifen!«

Die Gesichter der Männer wirkten mindestens genauso verblüfft, als wenn er behauptet hätte, dass da draußen der Papst Bolero tanzte.

Ungläubig starrten die Soldaten auf den Matrosen.

Obwohl die Männer schon seit vielen Jahren ihren Dienst auf dem Boot versahen und für den Kampfeinsatz gedrillt waren, waren Tobias und Paici die Ersten, die ihre Überraschung überwandten.

Bevor die anderen reagierten, schoben sie das Pickelgesicht zur Seite und rannten an Deck. Oben angelangt bot sich den beiden Männern ein Bild, wie es bizarrer nicht hätte sein können.

Hinter der stählernen Bordwand knieten etwa ein Dutzend Soldaten, die mit ihren halb automatischen Waffen auf etwa die gleiche Anzahl von Eingeborenen zielten, die sich mit ihren Kurzbogen entlang der Hafenanlagen in einer Linie vor dem Schiff aufgereiht hatten.

Die Spitzen der Pfeile zeigten dabei genauso unmissverständlich auf die Soldaten, wie deren Gewehrmündungen auf sie.

Dabei war nicht ersichtlich, wer von den beiden Parteien nervöser war.

Alles in allem also ein Anblick, den die kampferprobten Männer eigentlich gewohnt waren, wenn es da nicht eine ältere Frau gegeben hätte, die halb nackt vor

der Reihe der Eingeborenen auf und ab lief und dabei immer wieder drohend ihre Fäuste schüttelte.

»Wer zum Teufel ist denn dieses Weib?«, wollte Tobias wissen, während er fragend auf sie deutete.

Paici zog die Lippen hoch, bis man sein marodes Gebiss deutlich sehen konnte.

»Keine Ahnung. Frag sie doch.«

Die beiden Männer waren nach den Ereignissen im Dschungel beinahe wie selbstverständlich zum Du übergegangen.

»Wie denn, du Spaßvogel?«, sagte Tobias und warf einen kurzen Blick auf die Frau. »Ich verstehe keinen einzigen von diesen neukaledonischen Eingeborenen-dialekten und aussprechen kann ich sie erst recht nicht.«

Paicis Grinsen wurde noch um eine Spur breiter.

»Das ist auch gar nicht nötig. Sie ist eine Weiße, ich denke mit Englisch oder Französisch kommst du da eher weiter.«

Tobias riss verblüfft die Augen auf und warf der Frau einen zweiten, ungleich nachdenklicheren Blick zu.

Innerhalb von Sekunden wurde ihm klar, dass der Matrose recht hatte. Das glatte Haar, die schmalen Lippen und die hellen Augen ließen keine Zweifel aufkommen, daran änderte auch die haselnussbraune Haut nichts.

Tobias schluckte überrascht.

»Runter mit den Gewehren!«, fauchte er die Soldaten an. »Ich will erst wissen, was sie vorhaben. Die Frau da ist eine Weiße.«

Die Soldaten blickten sich einen Moment lang un-

schlüssig an und ließen dann doch, wenn auch nur zögernd, ihre Waffen sinken.

Unterdessen war auch Gaussiere mit Marryat und den anderen an Deck gekommen. Gaussiere, der die Situation mit einem Blick erfasste, brüllte die Männer an, sofort ihre Gewehre wieder hochzunehmen. Tobias drehte sich um und wollte dem Hauptbootsmann gerade erklären, warum es in der momentanen Situation besser war, wenn man auf eine militärische Machtdemonstration verzichtete, als bei den Eingeborenen am Pier plötzlich eine Stimme laut wurde.

»Versteht mich da drüben irgendeiner von euch Froschfressern? Wenn ja, solltet ihr uns endlich an Bord kommen lassen, wir müssen reden.«

Tobias lachte schallend, während Gaussiere seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen an seinem Verstand zu zweifeln begann.

Der Sprecher war niemand anderes als die geheimnisvolle Frau und die Worte, die sie ausstieß, ertönten in perfektem Englisch.

\*

Seine Hände zitterten wie Herbstlaub im Oktoberwind, während er mit brennenden Augen auf den Hörer starrte, der neben dem Telefon auf dem Schreibtisch lag.

Irgendetwas war anscheinend mit der Leitung nicht in Ordnung, es war ihm weder gelungen, jemanden bei Paraforce zu erreichen, noch zum Polizeipräsidium durchzukommen. Sogar das Handy, mit dem er in

ständigem Kontakt mit der UNO-Behörde stand, brachte keine Verbindung zustande.

Ein ärgerlicher Ausdruck trat in seine Augen und vertrieb für einen Atemzug lang die Angst und das Entsetzen, das sich seit der Begegnung mit den Untoten in seinem Blick eingenistet hatte. *Verdammt noch mal, rei dich zusammen, du bist schließlich ein Mitarbeiter von Paraforce und kein Hosenscheier.*

*Du bist LeGrand und seinen Kreaturen doch ohne Mühe entkommen, also hr jetzt endlich damit auf, dich deswegen verrückt zu machen,* hämmerte er sich ein.

*Außerdem, was soll dir hier in deinem Haus passieren, das Gebäude wird videoüberwacht, die Türen besitzen Spezialverriegelungen und die Fensterscheiben sind aus Sicherheitsglas.*

Aber es half alles nichts.

Je mehr sich Stone einzureden versuchte, dass er im Moment keinen Grund hatte, in Panik zu geraten, umso groer wurde die Angst.

Tausend Gedanken jagten ihm durch den Kopf, während er beinahe flehentlich auf das Telefon starrte. Mit zitternden Fingern wählte er erneut die Nummer der Polizei.

*Nimm ab, bitte lieber Gott, lass jemand abnehmen.*

Doch sein Flehen war vergebens, statt eines Freizeichens war lediglich ein Brummen und Knacken in der Leitung zu hören. Stone war so auf das Telefon fixiert, das er die seltsamen Geräusche, die plötzlich von draußen ertönten, zunächst gar nicht registrierte.

Ein dumpfes, auf- und abschwellendes Klatschen, das klang, als würde jemand mit einer Schaufel auf regen-

nassen Lehm Boden schlagen.

Er reagierte erst, als der Lärm schließlich so laut wurde, dass sogar die Fensterscheiben seines Arbeitszimmers erzitterten.

Fluchend hob er den Kopf ...  
... und erstarrte.

Langsam, mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen wich er aufstöhnend in seinem Schreibtischsessel zurück, ohne auch nur eine Sekunde den Blick von den grauenhaften Erscheinungen zu nehmen, die im letzten Licht des Tages vor seinem Haus standen und die Innenflächen ihrer Hände gegen die Fenster seines Arbeitszimmers klatschten.

Es dauerte einen Moment, bis Stone begriffen hatte, dass es sich bei diesen Kreaturen um niemand anderes handelte, als um LeGrand und dessen Begleiter. Sie hatten rund um den Südflügel seines Hauses Aufstellung genommen und versuchten mit ungelinken, roboterhaft anmutenden Bewegungen, die Fensterscheiben einzuschlagen, um in das Haus zu kommen.

Stone sah sich gehetzt um, während vor ihm die Untoten wütend auf die Scheiben einschlugen.

Ihre Kraft musste grenzenlos sein.

Noch brach das Sicherheitsglas nicht, aber die Scheibe zeigte bereits erste Risse, die sich wie ein Spinnennetz quer über das ganze Glas ausbreiteten. Stone fuhr mit einem erschrockenen Keuchen aus seinem Sessel hoch.

*Du musst verschwinden*, schoss es ihm durch den Kopf.

Im gleichen Moment gab die Scheibe mit einem knir-



schenden Laut nach und krachte nach innen auf den Teppich seines Arbeitszimmers. Die Untoten stießen ein triumphierendes Geheul aus und versuchten sich gleichzeitig durch das offene Fenster zu zwängen.

Dadurch behinderten sie sich gegenseitig, sodass Stone genügend Zeit blieb, auf die schmale Eingangstür seines Arbeitszimmers zuzurennen. Dort angekommen drückte er die Klinke herunter, wandte sich nach rechts und stürmte über den dahinter liegenden Gang. Mit Entsetzen stellte er fest, dass ihm die Untoten inzwischen folgten.

Er stürmte der Wendeltreppe entgegen, die am Ende des Ganges hinunter zur Garage führte, nahm zwei, drei Stufen auf einmal und flog, als er die letzte Treppenstufe erreicht hatte, seinem Auto regelrecht entgegen.

LeGrand und seine dämonischen Helfer waren unterdessen bereits so weit an ihn herangekommen, dass er glaubte, ihren Atem im Nacken zu verspüren.

Mit einem lästerlichen Fluch warf sich Stone auf den Fahrersitz seines Privatwagens, zog die Tür zu und steckte den Wagenschlüssel ins Schloss.

Er drehte den Zündschlüssel nach rechts und aktivierte die Garagentür.

Im selben Moment geschahen mehrere Dinge gleichzeitig.

Während sich die Garagentür durch den elektrischen Impuls seiner Fernbedienung rumpelnd in Bewegung setzte, klatschte eine Hand gegen seine Windschutzscheibe.

Dann eine zweite, eine dritte ...

Blut verschmierte das Glas.

Stone zerbiss einen Fluch und trat reflexartig das Gaspedal des Wagens bis zum Anschlag durch. Der Motor seines japanischen Geländewagens fauchte auf und das Fahrzeug schoss wie eine gereizte Raubkatze auf die Garagentür zu.

Etwas prallte mit ungeheurer Wucht gegen die Karosserie, Schreie ertönten, Blut spritzte durch die Garage. Aus den Augenwinkeln heraus nahm Stone wahr, wie sich die Untoten an seinem Wagen festzuhalten versuchten, aber auch wenn die Kreaturen nicht von dieser Welt stammten, die Gesetze der Schwerkraft galten auch für sie.

Nach zwei, drei Schlenkern mit dem Wagenheck und einer anschließenden Vollbremsung hatte Stone sie endgültig abgeschüttelt. Dann gab er wieder Gas und lenkte sein Fahrzeug Sekunden später mit quietschenden Reifen durch die nächtlichen Straßen von Noumea.

Das Auto schoss wie eine Rakete über den Asphalt.

Mehr als einmal zuckte das grelle Blitzlicht einer Radaranlage durch die Dunkelheit.

Als gesetzestreuer Bürger hätte Stone im Normalfall bereits nach der ersten Geschwindigkeitsübertretung den Fuß vom Gas genommen, aber die Normalität war in der Hauptstadt von Neukaledonien bereits seit der Dämmerung außer Kraft gesetzt. Karl Stone fragte sich, wie viele dieser furchtbaren Wesen bereits in der Stadt herumgeisterten. Er hatte schließlich mit eigenen Augen zugesehen, wie schnell LeGrand und seine schaurigen Begleiter normale Menschen in untote Kreaturen verwandeln konnten.

Alleine nur der Gedanke daran ließ ihn noch schneller fahren.

Noch nie zuvor war er in solchem Tempo durch die Stadt gerast. Er erreichte sein Ziel, das Polizeipräsidium der Hauptstadt, in Rekordzeit, parkte mitten auf der Straße und rannte, so schnell er konnte, in das Gebäude.

Er hielt sich nicht damit auf, sich irgendwo anzumelden, sondern stürmte zielsicher in den 1. Stock und platzte, ohne anzuklopfen, in das Büro von Commandante Gilbert Tupeti, dem Polizeichef von Noumea.

\*

Die ganze Situation wirkte geradezu grotesk.

Tobias saß, umgeben von Soldaten, in einem der modernsten Marineschnellboote der französischen Armee in der Offiziersmesse und lauschte den Worten einer steinzeitlich wirkenden, halb nackten Frau, die sich mit dem stellvertretenden Kommandanten in reinstem Oxfordenglisch unterhielt.

Der Paraforce-Agent konnte sich nicht entsinnen, sich jemals in einer absurderen Situation befunden zu haben. Trotzdem hatte er Mühe, ein Lachen zu unterdrücken, nachdem er die Antwort der Frau auf Gaussieres nächste Frage vernommen hatte.

»Natürlich spreche ich auch französisch, aber ich unterhalte mich nun mal mit anderen Menschen lieber in meiner Muttersprache. Das hat nichts mit Engstirnigkeit zu tun, Englisch ist schließlich die Weltsprache Nummer eins, und abgesehen davon war mir euer

Merci-Cherie-Gesülze schon in der Schule zuwider.«

Der Hauptbootsmann verzog säuerlich das Gesicht.

»In Gottes Namen, dann antworten Sie mir eben in Englisch, aber antworten Sie wenigstens. Also noch mal, wer sind Sie und was zum Teufel wollen Sie?«

Die Frau legte die Stirn in Falten und schien einen Moment lang zu überlegen.

Der Reaktion von Marryat nach zu urteilen, offensichtlich etwas zu lange, denn nun mischte sich auch Gaussieres Stellvertreter in die Unterhaltung ein.

»Haben Sie nicht gehört, was der Kommandant zu Ihnen gesagt hat? Antworten Sie endlich, oder wir ziehen hier andere Saiten auf.«

Die Frau schürzte die Lippen zu einem verächtlichen Grinsen.

»Ich bin gespannt, ob Sie Ihre Klappe immer noch so weit aufreißen, wenn uns Puyathak mit seiner Brut besucht. Denn das wird er, wenn wir noch lange hier herumsitzen und nur reden.«

Dann wandte sie sich wieder Gaussiere zu.

»Jetzt wieder zu Ihnen, Sie wollen also wissen, wer ich bin und was es mit meinen Begleitern auf sich hat? Ganz einfach, diese Männer sind der kümmerliche Rest eines Stammes, der einst die ganze Insel bevölkerte.«

»Aha, und was für eine Rolle spielen Sie dabei?«

»Ich versuche, diesen Menschen dabei zu helfen, zu überleben. Als ich hierher kam, war die Stadt noch eine der größten Handelsmetropolen dieses Stammes und voller Leben. Hier lebten Hunderte von Menschen wie im Paradies, aber das war einmal. Jetzt sind abgesehen von einer Handvoll Frauen und Kinder, die in ver-

steckten Höhlen leben, meine Freunde und ich noch die einzigen Bewohner dieser Insel, die Puyathak noch nicht in seiner Gewalt hat. Jedenfalls bis jetzt noch nicht, aber ich weiß nicht, wie lange wir noch ohne Hilfe von außen durchhalten können.«

»Eine blühende Stadt, sagen Sie?«, erwiderte Gaussiere nachdenklich. »Also ich weiß nicht, das klingt alles irgendwie seltsam.«

»Wie meinen Sie das?«

»Gute Frau, ich fahre hier schon seit dreißig Jahren zur See und ich darf behaupten, dass ich die Gewässer hier wie meine Hosentasche kenne. Trotzdem habe ich noch nie etwas von dieser Stadt gehört.«

»Das ist mir schon klar. Durch die Korallenriffe hier und dem Wetterphänomen, das diesen seltsamen Nebel entstehen lässt, wissen nur die Wenigsten von dieser Insel. Sie ist bis heute nur ein weißer Fleck auf den Seekarten, und da sie als unbewohnt gilt, war sie bisher auch für niemanden interessant.«

»Aha, und was ist dann mit Ihnen, warum sind Sie dann hier?«

»Ich bin Ethnologin und war bis vor Kurzem im Auftrag mehrerer Universitäten in der Südsee unterwegs, um das Leben von Ureinwohnern zu erforschen, deren Stammeskulturen vom Aussterben bedroht sind.«

Im gleichen Moment fiel es Tobias wie Schuppen von den Augen.

Natürlich, diese Frau konnte niemand anderes sein als Elizabeth Overton, eine Professorin für Völkerkunde, die, wie Stone so treffsicher behauptet hatte, sich einen Dreck um irgendwelche gesellschaftlichen Kon-

ventionen oder Gesetze scherte und trotz ihres akademischen Grades stets die Sprache der einfachen Leute bevorzugte. Sie war diese Frau, die Stone eine Götzenstatue geschenkt hatte, die, wie ihm inzwischen klar geworden war, jenes Wesen darstellte, das alle nur Puyathak, den Uralten nannten. Jetzt wusste er auch, wohin die Professorin entschwinden war, nachdem sie vor Jahren alle Brücken zur Zivilisation hinter sich abgebrochen hatte.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass Ihr Name Elizabeth Overton ist?«, fragte Tobias vorsichtig.

Die Frau richtete den Blick auf ihn und lächelte nachsichtig.

»Richtig und Sie müssen Tobias Salcher sein, Steve hat viel über Sie erzählt.«

»Steve?«, stieß Tobias hervor und fuhr wie von der Tarantel gestochen aus seinem Stuhl. »Wo ist er, wie geht es ihm, ist er okay?«

Elizabeth Overton nickte.

»Keine Sorge, es geht ihm den Umständen entsprechend gut. Sie werden ihn bald sehen, vorausgesetzt, Sie können diese verbohrtten Armeehengste endlich dazu bewegen, das zu tun, was ich sage. Denn die Zeit drängt, Puyathak wird mit jeder Stunde, die wir hier untätig herumsitzen, mächtiger.«

»Wollen Sie damit etwa behaupten, dass es da draußen einen Wilden gibt, der in der Lage ist, uns und unserem Schiff gefährlich zu werden?«, fragte Marryat. »Das ist doch lächerlich.«

Die Frau lächelte süffisant.

»Das behaupten Sie, ich finde das aber nicht zum La-

chen. Ich habe mehr als einmal miterlebt, wie Puyathak einen meiner Begleiter innerhalb von Sekunden in ein seelenloses, sabberndes Wrack verwandelt hat.«

»Wenn Sie das erlebt haben, frage ich mich, warum Sie diese Insel nicht schon längst verlassen haben«, erwiderte Gaussiere. »Als Ethnologin sind sie doch mit den Gepflogenheiten der Zivilisation vertraut. Warum haben Sie nicht nach Hilfe gesucht?«

»Ganz einfach, betreten kann diese Insel jeder, verlassen aber nur, wenn es Puyathak will. Aber das werden Sie noch früh genug selber erfahren.«

\*

»Bist du verrückt geworden?«, donnerte Gilbert Tupeti.

Der Polizeichef von Noumea stand hinter seinem Schreibtisch und hielt dabei den Hörer eines schnurlosen Telefons in der Hand. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er kurz davor zu explodieren. Jedenfalls warf er Stone einen Blick zu, der durchaus genügt hätte, um nicht nur ihn tot umfallen zu lassen, sondern auch noch den Rest der Insel dazu.

»Auch wenn du mein Freund bist, hast du noch lange nicht das Recht, unangemeldet in mein Büro hineinzuplatzen. Nur zu deiner Information, ich führe hier gerade ein wichtiges Gespräch mit einem Abgeordneten unserer Regierung.«

Stone hob entschuldigend die Hände. »Sorry, aber wir müssen unbedingt miteinander reden. Ich bin gerade in meinem Haus überfallen worden.«

Tupeti ließ für einen Moment den Hörer sinken.

»Oh, das tut mir leid, aber das passiert während der Touristensaison leider immer öfters.«

»Mag sein, aber ich glaube kaum, dass es sich bei den Tätern dabei jedes Mal um lebende Leichen handelt.«

»Wie bitte? Von was redest du da?«

»Erinnerst du dich noch an LeGrand, diesen Archäologen, der am Flughafen angeblich einem Herzinfarkt erlegen ist? An die beiden fetten amerikanischen Wachteln oder an Henri Ougona und Charles Balmer aus der Gerichtsmedizin?«

»Natürlich, ich habe schließlich alle Berichte über sie gelesen. Was ist mit ihnen?«

»Wo sind sie?«

»Im Leichenschauhaus, warum?«

»Seltsam, dann erkläre mir doch bitte, warum diese Personen, die eigentlich in der Leichenhalle liegen müssten, mich gerade überfallen haben?«

Tupeti, der seinen Freund lang genug kannte, um zu wissen, dass er es todernst meinte, erstarrte und blickte einen Moment lang etwas konfus durch die Gegend.

Dann erinnerte er sich wieder an den Telefonhörer und nahm ihn an sein Ohr.

»Entschuldigung, Albert, aber ich muss unser Gespräch leider beenden, ein Notfall, Pardon. Ich melde mich später wieder.«

Der Polizeichef legte den Hörer auf der Schreibtischplatte ab und durchbohrte Stone förmlich mit seinen Blicken.

»Wenn ich jetzt nicht genau wüsste, für was für einen Verein du arbeitest, würde ich sagen, dass du wohl zu lange in der Sonne gesessen hast. Also raus mit der



Sprache, was ist passiert?«

Stone hämmerte seinen Bericht im Telegrammstil herunter. Nachdem er damit fertig war, fühlte er sich bedeutend wohler im Gegensatz zu Tupeti. Das Gesicht des Polizeichefs war plötzlich so weiß wie eine frisch gekalkte Wand.

»Das ... das ist jetzt nicht dein Ernst ...«, stotterte er.

Stones Gesicht verhärtete sich zusehends, während er seinem Freund antwortete. »Doch und es wird noch schlimmer werden, wenn wir nicht sofort handeln.«

»Was meinst du damit?«

»Diese Kreaturen vermehren sich schneller als die Fliegen, ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Wenn wir sie nicht aufhalten, bevor sie die City erreichen, gibt es bis morgen früh keinen einzigen normalen Menschen mehr in der Stadt.«

Tupeti winkte ab. »Jetzt mal nicht gleich den Teufel an die Wand, so schlimm wird es schon nicht werden. Ich ...«

Was der Polizeichef sonst noch sagen wollte, sollte für Stone für immer ein Geheimnis bleiben, denn in diesem Moment plärrte aus der neben dem Telefon befindlichen Gegensprechanlage eine Stimme in derartiger Lautstärke, dass an eine weitere Unterhaltung nicht mehr zu denken war.

»Monsieur Tupeti, bitte kommen, Monsieur Tupeti, hören Sie mich?«

Der Polizeichef warf Stone einen fragenden Blick zu und beugte sich über den Lautsprecher.

»Natürlich höre ich Sie«, sagte er, nachdem er die Sprechtaaste gedrückt hatte. »Sie brüllen ja schließlich

laut genug. Also, was ist?»

»Kommen Sie bitte sofort in die Einsatzzentrale, hier ist der Teufel los.«

»Geht es auch etwas genauer, ich habe schließlich noch andere Dinge zu tun, als ständig in die Einsatzleitung hinunter zu rennen.«

»In der Rue Armand Ohlen ist Großalarm. Anscheinend rennen dort ein paar Verrückte herum, die über Passanten herfallen, sie zu Boden schlagen oder beißen. Hier stehen seit einer Viertelstunde die Telefone nicht mehr still.«

»Ich bin in fünf Minuten da.«

Tupetis Hand zitterte, als er den Finger von der Sprech taste nahm.

»Ich hatte dich gewarnt!«

»Spar dir deine Ratschläge«, zischte Tupeti. »Komm lieber mit.«

Dann rannte er los.

Zehn Minuten später donnerte Tupetis Dienstwagen mitsamt ihm, seinem Chauffeur und Stone in Richtung der Rue Armand Ohlen, die genau zwischen dem Flughafen und dem Stadtzentrum lag. Keine zwanzig Meter dahinter zuckte das Blaulicht zweier Mannschaftswagen durch die Sommernacht.

Nach weiteren zehn Minuten hatten sie ihr Ziel erreicht.

Die Fahrzeuge hielten mitten auf der Kreuzung an und versperrten dadurch die Weiterfahrt für alle anderen Verkehrsteilnehmer. Die Seitentüren der Mannschaftswagen öffneten sich und spuckten zwei Dutzend schwer bewaffnete Polizisten aus.

Das Stampfen ihrer genagelten Stiefelsohlen hallte überlaut durch die Dunkelheit, während sie neben den Fahrzeugen in Stellung gingen.

Tupeti, dessen Wagen inzwischen ebenfalls zum Stehen gekommen war, riss die Autotür auf und war im Begriff, auszusteigen und seinen Männern entgegen zu eilen, als ihn Stone packte und jäh wieder in den ledergepolsterten Rücksitz drückte.

»Hiergeblieben, oder bist du lebensmüde?«

»Was soll das?«, bellte Tupeti und wischte die Hand seines Freundes mit einer schroffen Geste von seinem Arm. »Als Polizeichef von Noumea bin ich für die Sicherheit dieser Stadt verantwortlich. Also lass mich los, ich muss zu meinen Männern.«

»Nein!«, sagte Stone beinahe brutal und deutete aus dem Fenster.

Tupeti wollte zuerst aufbrausen, aber ein Blick in die funkelnden Augen seines Freundes ließ ihn doch einlenken. Dennoch wirkte er sichtlich ungehalten, als er in jene Richtung starrte, in die Stones Zeigefinger deutete.

Aber nur für die Dauer eines Atemzuges.

Dann quollen ihm die Augen förmlich aus den Höhlen.

Die Straße galt als beliebte Einkaufsmeile, da sie zum einen abseits des Touristentrubels lag und zum anderen nur Boutiquen, Läden und Lokale beherbergte, in denen einheimische Produkte hergestellt und verkauft wurden, und das fast rund um die Uhr.

Aus diesem Grund war die Straße selbst weit nach Mitternacht immer noch hell erleuchtet. Gilbert Tupeti

konnte deshalb jede Einzelheit des Schreckensszenarios erkennen, das sich in diesem Moment direkt vor seinen Augen abspielte.

LeGrand und seine unheimlichen Begleiter torkelten, schlafwandelnden Menschen gleich, mitten über die Straße und warfen sich ungeachtet des Verkehrs wahllos auf Passanten und Autos, die durch die Polizeiabsperrung nicht mehr weiter fahren konnten.

Eine der Kreaturen, ein junges, etwa fünfzehn Jahre altes Mädchen, rannte mit weit ausgebreiteten Armen direkt auf einen herannahenden dunklen Kombi zu. Der Fahrer des Fahrzeugs verriss bei seinem Ausweichmanöver das Steuer und donnerte mit einem dumpfen Krachen frontal in das Schaufenster eines Schuhladens.

Der Polizeichef stöhnte und schloss für einen Moment die Augen.

Doch es half alles nichts.

Seine Hoffnung, dass dies alles nur ein böser Traum war, der vorüberging, sobald er die Augen wieder öffnete, erwies sich als Trugschluss.

Gilbert Tupeti wurde es fast schlecht, als er mit ansah, wie Henri Ougona, der Nachtwächter der Gerichtsmedizin von Noumea, oder vielmehr das, was noch von ihm übrig geblieben war, vor ihm auf dem Gehsteig vor einer Garküche kauerte, einen der Gäste in den Schwitzkasten genommen hatte und auf dessen Nase herumkaute.

Der Mann brüllte aus Leibeskräften und versuchte, sich loszureißen, aber er hatte gegen die Kraft des Untoten keine Chance.

Ougona hielt ihn eisern fest, knurrte und riss ihm schließlich die Nase aus dem Gesicht.

Zur gleichen Zeit packte Amanda Myers eine ältere Frau, die gerade eben mit mehreren Tragetaschen in den Händen eine der unzähligen Boutiquen verließ.

Bevor die Frau wusste, wie ihr geschah, zog sie Amanda an sich, fletschte die Zähne und schlug sie ihr in den Hals.

Sofort spritzte ein gewaltiger Blutstrahl hervor.

Offensichtlich hatte Amanda ihre Hauptschlagader erwischt.

Aber das war erst der Anfang; das, was sich danach auf der Straße abspielte, war so aberwitzig, dass die ganze Szenerie eigentlich nur dem Gehirn eines Drogensüchtigen entsprungen sein konnte, der den Verstand verloren hatte.

\*

Sechzig Sekunden später, die Uhr über dem Eingang des Juwelierladens in der Rue Armand Ohlen zeigte genau 0 Uhr 56 an, glich die Straße endgültig einem Tollhaus.

Keine fünfzig Yards hinter dem Kombi, der bis zum Kofferraumdeckel in den Schaufensterauslagen des Schuhladens steckte, schleuderte ein weiteres Auto über die beiden Fahrspuren der Straßen, erfasste Untote wie Passanten gleichermaßen und wirbelte sie durch die Luft. Dann bohrte sich das Fahrzeug mit solcher Wucht in einen am Straßenrand geparkten Lieferwagen, dass sich die ganze Vorderfront verformte und die

Motorhaube aufsprang. Ein Laut, ähnlich einer dumpfen Explosion, erklang und aus dem geplatzten Kühler des Pkw stiegen Dampfschwaden auf.

Die gellenden Schreie, die kurz darauf aus dem Innern des Fahrzeugs erklangen, ließen Entsetzliches befürchten.

Sehr Entsetzliches, schwante es Tupeti, als er die vielen Blutspritzer an den Innenseiten der Autofenster sah. Aber all das war nichts gegen das namenlose Grauen, das den Polizeichef erfüllte, als er erkannte, dass sich die Zahl der Untoten beinahe im Minutentakt verdoppelte.

Als sie hier ankamen, waren es nur LeGrand und seine sieben Begleiter, die als Schreckenskreaturen die Straße bevölkerten, doch bereits kurz darauf, als jeder von ihnen über einen der ahnungslosen Passanten hergefallen war, erhöhte sich ihre Anzahl auf sechzehn, einen Atemzug danach auf zweiunddreißig, dann auf vierundsechzig, einhundertachtundzwanzig ...

Fassungslos sah Tupeti zu, wie sich die Menschen in der Straße bereits nach einem kurzen Kontakt mit den Kreaturen innerhalb eines Atemzuges in ebensolche Alpträumwesen verwandelten.

Er benötigte kein Abschlussexamen in Mathematik, um zu wissen, dass die Zahl der Untoten binnen kürzester Zeit auf Tausende anwachsen würde, trotzdem zögerte er für einen Moment.

Das Geschehen war zu unwirklich, sein Verstand benötigte mehrere Sekunden, um das, was er gesehen, hatte zu verarbeiten.

Aber nicht Stone.

Als der Paraforce-Mann bemerkte, dass der erste Polizist unter dem Eindruck der heranstürmenden Untoten seine Waffe zu Boden warf und davonlief, handelte er kurz entschlossen.

Er glitt an Tupeti vorbei aus dem Wagen und zog seinen Colt.

Die Untoten waren inzwischen bis auf wenige Meter herangekommen. Stone bemerkte voller Entsetzen, dass ihre Bewegungen mit jeder Minute ihres unheiligen Lebens sicherer und schneller wurden.

Er hob seine Waffe, rief den Polizisten einen Feuerbefehl zu und schoss auf den vordersten Angreifer, während im gleichen Moment neben ihm beinahe zwei Dutzend Dienstpistolen krachten.

Die Reihen der Kreaturen waren zu dicht gedrängt, als dass auch nur eine Kugel fehlgehen konnte. Die schwerkalibrigen Geschosse gruben sich in die Körper der Untoten und warfen sie zu Boden.

Der Rest der Albtraumgestalten blieb unvermittelt stehen.

Die Polizisten brüllten ihre Erleichterung heraus, als sie erkannten, dass der Angriff ins Stocken geriet. Aber ihre Freude hatte nur für die Dauer eines Atemzuges Bestand. Dann begannen die Körper der Getroffenen zu zucken, bis sie sich schließlich wie auf einen stummen Befehl hin beinahe gleichzeitig wieder aufrichteten.

Stone glaubte, den Verstand zu verlieren, als er sah, wie die Untoten unbeirrt weiter auf sie zukamen.

Das Freudengebrüll der Polizisten verwandelte sich augenblicklich in Angstschreie. Entsetzt bemerkte Sto-

ne, wie sich die Reihe der Uniformierten aufzulösen begann, weil sich mehrere von ihnen umdrehten und zurück auf die Hauptstraße liefen.

Tausend Gedanken schossen ihm in diesem Moment durch den Kopf, während er fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser nahezu aussichtslosen Situation suchte. Die Untoten waren inzwischen schon so weit heran, dass er das Weiße in ihren Augen sehen konnte.

Alles in ihm begann, sich gegen die Vorstellung zu sträuben, auf diese Art abtreten zu müssen.

Aber er hatte mehr Glück als Verstand.

Es konnte nur eine Laune des Schicksals sein, dass im gleichen Augenblick, in dem eine der Kreaturen die Hand nach ihm ausstreckte, ihm eine alte Regel der Paraforce-Agenten in den Sinn kam.

»Egal, wie monströs oder unbesiegbar dein Gegner auch sein mag, ein Schuss in den Kopf hat noch immer geholfen.«

Stone knurrte, nahm den Colt hoch und schoss erneut und diesmal zielte er auf die Köpfe der Kreaturen. Seine erste Kugel traf die vorderste von ihnen genau zwischen die Augen. Das Projektil ließ den Schädel wie eine überreife Melone auseinanderplatzen, die man vom zehnten Stock aus auf den Straßenasphalt geworfen hatte.

Knochensplitter, Blut und Hirnmasse spritzen durch die Luft.

Der Untote machte noch einen Schritt nach vorne, dann brach er in sich zusammen.

Er hatte kaum den Boden berührt, als nur noch eine Handvoll Asche von ihm übrig geblieben war. Die un-



selige Magie, die ihn belebt hatte, war durch den Kopfschuss anscheinend ebenfalls vernichtet.

Stone schöpfte sofort wieder neue Hoffnung.

Anscheinend war die dämonische Kraft, die diese Kreaturen am Leben hielt, tatsächlich durch einen Kopfschuss zu besiegen. Er zielte kurz und gab zwei weitere blitzschnelle Schüsse ab.

Erneut verwandelten sich die Getroffenen zu Staub.

Jetzt reagierten auch Tupeti und seine wankelmütigen Polizisten.

Ein wahres Bleigewitter schlug auf die Untoten ein und verwandelte sie zu Staub, der die Straße binnen Sekunden fast fingerbreit hoch bedeckte.

Das dumpfe Belfern der Schüsse hallte so lange durch die Straße, bis die schwer dezimierten Reihen der Kreaturen zurückfluteten und sich in den Seitenstraßen verloren. Stone, der schwer atmend gegen den Wagen des Polizeichefs lehnte, wischte sich schnaubend übers Gesicht.

»Danke«, sagte Tupeti, der jetzt neben ihm getreten war. »Ohne deine Hilfe wären wir alle verloren gewesen.«

Stone winkte ab. »Es ist noch nicht vorbei, so, wie ich gesehen habe, ist es mindestens zwanzig von ihnen gelungen zu fliehen.«

»Mag sein, aber Dank dir wissen meine Leute jetzt, wohin sie zielen müssen. Keine Angst, ich denke, dass wir die Lage spätestens in den nächsten vierundzwanzig Stunden endgültig in den Griff bekommen.«

»An deiner Stelle wäre ich mir da nicht so sicher«, orakelte Stone, der wusste, dass sich sowohl LeGrand

als auch Henri Ougona und Amanda Myers unter den Flüchtenden befanden.

Ein Umstand, der ihn alles andere als glücklich machte.

\*

Es war unnatürlich still im Dschungel.

Kein Vogel zwitscherte, kein Dschungelgetier krächzte oder kreischte und nicht einmal eine Ameise oder ein Käfer kreuzte ihren Weg, während sie mit größter Vorsicht immer tiefer in den Urwald eindringen.

Die Stille hätte absoluter kaum sein können.

Sie waren jetzt seit zwei Stunden unterwegs.

Zehn olivbraune, bis an die Zähne bewaffnete Steinzeitwilde, vier ausgewählte, mit Maschinenpistolen ausgerüstete Marinesoldaten, Pierre Paici, der seltsame Matrose, und er, Tobias Salcher, Agent der Paraforce-Behörde.

Nicht zu vergessen die Völkerkundeprofessorin Elizabeth Overton, die, entgegen allen gesellschaftlichen Konventionen und dem Kontakt mit der Zivilisation in Gestalt des Marinebootes, immer noch halb nackt und nur mit einem Steinbeil bewaffnet, ungerührt neben ihm her trottete.

Tobias war allerdings erfahren genug, um zu erkennen, dass ihre sorglose Haltung nur vorgetäuscht war.

In Wirklichkeit waren all ihre Sinne bis zum Zerreißen angespannt.

Tobias war deshalb überrascht, als sie mitten auf dem Pfad plötzlich reglos stehen blieb und die Hand erhob,

um sie alle anhalten zu lassen.

Unbewusst verharrte er mitten in der Bewegung und hielt den Atem an, während er überlegte, was sie wohl gesehen oder gehört hatte, das ihm offensichtlich entgangen war.

Fragend richtete er den Blick auf die Frau, die jetzt den Zeigefinger ihrer Linken auf ihre gespitzten Lippen legte, um ihm zu verstehen zu geben, dass er still sein sollte.

Tobias starrte ihr auffordernd ins Gesicht, doch statt einer Antwort wandte sie sich um und forderte ihn mit einem Wink mit ihrem Beil auf, mitzukommen.

Er nickte kurz und folgte ihr dann, ohne zu zögern, obwohl er mit seinen Augen kaum einen Schritt weit etwas in dem undurchdringlich scheinenden Unterholz erkennen konnte. Keine zehn Schritte später drang ihm etwas in die Nase, das ihn für die Dauer eines Herzschlages innehalten ließ.

Obwohl die schwülwarme, stickige Luft erfüllt war mit dem Gestank von modrigem Pflanzenwerk und dem widerlichen Geruch von abgestandenem Regenwasser, das sich in Pfützen gesammelt hatte, die von Eier ablegenden, unzähligen kleinen Mücken bevölkert waren, überwog die Ausdünstung von jenem Etwas, das sich zuerst in seine Nase geschlichen hatte. Tobias kannte es durch seinen Polizeidienst gut genug, um zu wissen, dass dieser süßlich faulige und leicht kupferne Geruch von Blut und verwesendem Menschenfleisch stammte.

Instinktiv legte er die Hand um den Griff seiner Glock und ging vorsichtig weiter, bis er sah, wie sich

Elizabeth hinter den Stamm eines riesigen, vielblättrigen Farns auf den Boden kniete und wie gebannt nach vorne starrte.

Er versuchte, so flach wie möglich zu atmen, während er sich vorsichtig, wie eine Raubkatze auf Beutefang, Zoll um Zoll an die Seite der Ethnologin schlich.

Der Gestank von Blut und Verwesung in der Luft wurde dabei immer intensiver.

Ein paar Schritte später hatte er sie dann erreicht. Er nickte ihr zu und wollte gerade neben ihr in die Hocke gehen, als sie zu seinem Erstaunen vehement den Kopf schüttelte. Dabei deutete sie immer wieder auf ein seltsames Gebilde, das sich etwa zehn Meter von ihnen entfernt auf einer kleinen Lichtung befand.

Tobias musste zweimal hinsehen, bis er im Dämmerlicht des Unterholzes erkennen konnte, was da vor ihnen war.

Dann schluckte er hörbar.

Der Tote, den man dort vorne aufrecht stehend an einen Pfahl gefesselt hatte, war unzweifelhaft ein Weißer. Tobias hatte die Akten zum Fall LeGrand so eingehend studiert, dass er die ganzen Aufzeichnungen darüber fast alle auswendig wiedergeben konnte. Er wusste deshalb, dass dieser junge, fast zerbrechlich wirkende Mann Pascal Dubois war, ein Assistent von LeGrand, der seit dem Verschwinden des Professors ebenfalls vermisst wurde.

Tobias nahm die Rechte hoch, kniff mit Daumen und Zeigefinger seine Nase zu und presste den Rest der Hand auf den Mund. Er hatte dennoch Mühe, den Brechreiz zu unterdrücken, der in ihm hochkam, wäh-

rend er sich dem Toten näherte.

Dubois sah entsetzlich aus.

Man hatte ihm die Haut in Streifen vom Leib geschnitten und seinen Körper mit so vielen Pfeilen gespickt, dass er aussah wie ein Stachelschwein. Als wäre das nicht entsetzlich genug, hatte man ihn auch noch entmannt und ihm seine Genitalien in den Mund gestopft. Das alles musste ihm bei vollem Bewusstsein widerfahren sein, denn in seinem verzerrten Gesicht war aller Schmerz dieser Welt zu erkennen.

Gleichermaßen erfüllt von Entsetzen und Ekel wandte sich Tobias angewidert ab.

»So ergeht es jedem, der unbefugt in Puyathaks Land kommt«, sagte Elizabeth leise. »Es wird höchste Zeit, dass wir diesen Teufel endlich zur Strecke bringen.«

»Okay, und wie geht es jetzt weiter?«

Elizabeth deutete nach hinten auf den Pfad, wo die anderen auf sie warteten.

»Wir gehen weiter. Nach etwa fünfhundert Metern biegen wir dann nach rechts ab. Der Weg dort führt in die Berge.«

»Und dann?«

»Dort schlagen wir unser Nachtlager auf, es wird fast dunkel sein, bis wir da sind. Ich weiß zwar, wo sich Puyathak verborgen hält, aber es wäre trotzdem besser, wenn wir unser Ziel bei Tageslicht erreichen.«

»Gut«, sagte Tobias. »Doch vorher müssen wir reden. Ich habe eine Menge Fragen an dich.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Wir reden am besten darüber, während wir in Richtung der Berge laufen. Dabei haben wir genügend Zeit für alles.«

»Gut«, sagte Tobias. »Aber bevor wir aufbrechen, sollten wir uns noch kurz um diesen armen Teufel hier kümmern.«

»Warum?«, erwiderte Elizabeth. Ihre Stimme klang dabei so nüchtern und kühl, als würde sie gerade den Wetterbericht vorlesen.

»Der Mann ist tot, wir können ihm nicht mehr helfen. Im Gegenteil, wenn wir ihn begraben, weiß jeder, der hier zufällig vorbei kommt, und damit meine ich auch Puyathaks Schergen, dass Weiße in der Nähe sind.«

Tobias musste nicht lange überlegen, um zu wissen, dass sie recht hatte, trotzdem folgte er ihr nur zögerlich, als sich die Ethnologin wieder auf den Weg zurück zu den anderen machte.

Sie waren dann etwa eine Viertelstunde unterwegs, als Elizabeth unvermittelt den Kopf drehte und dem Paraforce-Agenten einen auffordernden Blick zuwarf.

»Also, dann schieß los. Was willst du wissen?«

»Alles!«, zischte Tobias leise.

Elizabeth lächelte milde.

»Besser nicht, ich glaube, dann reden wir noch morgen Abend und so viel Zeit haben wir nicht. Ich denke, ich beschränke meinen Bericht auf Puyathak. Ein kluges Kerlchen wie du wird danach sicherlich auch alles andere verstehen. Ist das okay für dich?«

»Einverstanden«, flüsterte Tobias, der seine Ungeduld in der Zwischenzeit kaum noch zu zügeln vermochte.

»Also gut, die ganze Sache begann vor etwas mehr als zehn Jahren. Bis dahin hatte ich im Auftrag verschiedener Universitäten den halben Erdball bereist,

um irgendwelche Naturvölker aufzuspüren, die vom Aussterben bedroht sind. Dabei führte mich mein Weg auch nach Neukaledonien und zu den Ureinwohnern, den Kanaken. Ich begann die Lebensgewohnheiten dieser Menschen zu studieren und versuchte ihre Sprachen, Drehu und Nengone, zu lernen. Es war purer Zufall, dass ich dabei etwas über die Legende von Puyathak erfuhr.«

»Das glaube ich dir auf Anhieb, das muss wirklich ein großer Zufall gewesen sein, denn bis dato wusste selbst Paraforce nichts von Puyathaks Existenz und das will was heißen. Ich denke, du weißt, von was ich rede, Steve hat dir sicherlich schon einiges über die Arbeit unserer Behörde erzählt.«

Elizabeth nickte.

»Das hat er, aber nicht nur er. Karl Stone, ein alter Freund von mir, hat schon vor vielen Jahren, als ich ihm eine Statue schenkte, die Puyathak darstellen soll, gewisse Andeutungen über euren Verein gemacht. Das ist auch der Grund, weshalb ich so große Hoffnungen in Paraforce setze, dass sich doch noch alles zum Guten wendet. Hier haben, bis auf wenige Ausnahmen wie Paici zum Beispiel, weder die hiesigen Behörden noch der Rest der Bevölkerung begriffen, dass Puyathak dabei ist, das gesamte Land zu versklaven. Ich kann nicht glauben, wie verbohrt manche Menschen sind. Ich hoffe deshalb inständig, dass es uns gelingt, diesem Spuk ein Ende zu bereiten. Wenn nicht, dann ...«

Die Völkerkundlerin verstummte und senkte für einen Moment voller Zweifel den Blick.

»Keine Angst«, sagte Tobias und nickte ihr aufmun-

ternd zu. »Ich denke, unsere Chancen stehen gut.«

»Ich hoffe, du hast recht, aber ich merke, ich schweife schon wieder vom Thema ab. Also, wo war ich noch mal stehen geblieben?«

»Du hast gesagt, dass es purer Zufall war, dass du auf Puyathak gestoßen bist.«

»Richtig«, erwiderte Elizabeth, während sie den Kopf wieder hochnahm.

»Bei meiner ersten Exkursion nach Neukaledonien war das Budget, das mir die Universität zur Verfügung stellte, noch ziemlich gering. Armselig wäre gelinde gesagt noch eine höfliche Umschreibung gewesen, aber was soll's. Ich wollte ja etwas über die Ureinwohner erfahren und das kann man nicht, wenn man im Hilton absteigt und sich am hoteleigenen Strand die Sonne auf den Pelz brennen lässt. Ich quartierte mich also in der Altstadt von Noumea in einer Absteige ein, wo mich eine Übernachtung weniger kostete als ein Glas Wasser im Hilton. Das Zimmer war zwar etwas gewöhnungsbedürftig, aber dafür war ich mitten im Leben der einfachen Bevölkerung. Um es kurz zu machen, es dauerte keine drei Wochen und ich hatte mich eingelebt, trotzdem kam ich mit meinen Forschungsarbeiten kein Stück weiter. Enttäuscht reiste ich wieder nach England zurück, wo ich Professor LeGrand kennenlernte, der in London gerade einen Archäologenkongress besuchte. Von ihm erfuhr ich zum ersten Mal etwas über die Legende von Puyathak, dem Uralten, wie ihn die Einheimischen nennen.

Als ich ein paar Wochen später in der Gazette eines wissenschaftlichen Magazins davon las, dass die re-



nommierte Universität Lumiere in Lyon ihn beauftragt hatte, eben jene Legende zu erforschen, war mir klar, das Puyathak mehr als ein Märchen aus Neukaledonien sein musste.

Ich reiste auf eigene Faust wieder nach Noumea zurück und quartierte mich dort in einem von diesen billigen Touristenhotels in der Südstadt ein, um nach einem Mann namens Foa zu suchen.«

»Foa?« wiederholte Tobias und blickte Elizabeth dabei fragend an. »Wer ist das?«

»LeGrand hatte diesen Namen während unserer Unterhaltung erwähnt. Allerdings nur kurz, und, so kam es mir jedenfalls vor, ungewollt. Er redete danach wie ein Wasserfall auf mich ein und fragte mich tausend Sachen, um mich ja von diesem Namen abzulenken. Sein Pech war, das ich ein fotografisches Gedächtnis habe. Um es kurz zu machen, ich begab mich bereits am Tag meiner Ankunft auf die Suche nach diesem Mann.«

»Und?«

Elizabeth zuckte mit den Schultern. »Fehlanzeige, jedenfalls zwei Tage lang. Dann erinnerte ich mich daran, dass fast jeder Mensch käuflich ist, es kommt nur auf den Preis an. Und siehe da, kaum wedelte ich mit ein paar Scheinchen, wusste ich auch schon, wo dieser Foa zu finden war.«

»Wie ging es dann weiter?«

»Also zuerst hielt ich ihn nur für einen haltlosen Säuffer, der sich seinen Schnaps mit allen möglichen Hilfsarbeiten und Schauergeschichten, die er den Touristen erzählte, finanzierte und über den bereits das ganze

Viertel lachte. Ein armer Teufel, der den Sprung von der Steinzeitwelt der Ureinwohner in die moderne Zivilisation anscheinend nicht verkraftet hatte. Aber dem war nicht so.«

Tobias schwieg, obwohl ihm unzählige Fragen auf den Lippen brannten.

Ein kurzer Blick in das verkniffene Gesicht der Ethnologin zeigte ihm allerdings auf, dass er den Rest der Geschichte auch ohne lästige Fragen zu stellen erfahren würde.

»Pierre Foa war ein Mann, der schnell erkannt hatte, wer oder besser gesagt was Puyathak in Wirklichkeit ist. Aber alle seine Warnungen blieben ungehört, im Gegenteil, man verlachte ihn als einen Spinner. Trotzdem wurden Puyathaks Handlanger auf ihn aufmerksam. Sie versuchten ihn zu beseitigen, aber die Sache ging schief. Pierre überlebte, aber nicht seine Frau. Als sie starb, warf es ihn endgültig aus der Bahn und machte ihn zu dem, was er bis zu seinem Tod war. Ein labiler Mensch, der seine Angst vor Puyathak im Alkohol ertränkte. Ich habe ihm trotzdem geglaubt. Ich wusste, dass er die Wahrheit sagt.«

»Aha, und wieso?«

»Es waren seine Worte, für einen haltlosen Säufer waren sein Wissen und seine Beschreibungen viel zu detailliert.«

»Okay, und was ist Puyathak nun?«

»Nicht mehr und nicht weniger als eine, ich behaupte mal, außerirdische Lebensform, die sich anschickt, die Welt ins Chaos zu stürzen.«

Diese Aussage, noch dazu aus dem Mund einer Pro-

fessorin, traf Tobias wie ein Schlag ins Gesicht. Zuerst glaubte er, sich verhöhrt zu haben, aber als er in Elizabeths Augen ablesen konnte, dass ihre Worte bitterernst gemeint waren, zog sich sein Magen beinahe schmerzhaft zusammen.

Im selben Moment entstand neben ihnen Bewegung.

Ein leises Rascheln zeigte Tobias auf, das jetzt auch Paici herankam, um sich offensichtlich in ihre Unterhaltung einzumischen.

»Redet ihr gerade über Foa?«

Tobias bedachte den Matrosen mit einem überraschten Blick. »Woher weißt du ...«

»Der Besitzer des Hotels, in dem ich damals abgestiegen bin, ist sein Bruder«, sagte Elizabeth. »Und im Gegensatz zu ihm glaubt auch Paici, dass dieses ganze Gerede um Puyathak alles andere als ein Märchen ist. Aber jetzt genug davon, wir reden weiter, wenn wir unser Nachtlager aufgeschlagen haben, sonst kommen wir überhaupt nicht mehr vorwärts.«

Tobias nickte zustimmend und so liefen sie weiter.

Es dauerte nicht lange und der Paraforce-Agent musste sich eingestehen, dass Elizabeth Overton wieder einmal recht behalten hatte.

Obwohl ihr Ziel, nachdem sie vom Pfad abgebogen waren, zum Greifen nahe schien, dauerte es tatsächlich bis zum Einbruch der Dämmerung, bis sie den Fuß der Berge erreichten.

Dort angekommen führte die Ethnologin sie zielsicher den Hang eines der unzähligen Felsen hinauf, welche aus dem dichten Dschungel heraus steinernen Fingern gleich in den Himmel ragten. Es war fast schon

dunkel, als sie auf halber Höhe ihr Camp unter einer steil hervorspringenden Felsennase errichteten.

Es wurde ein armseliges Nachtlager. Da man aus Furcht vor der Entdeckung durch Puyathaks Häscher auf ein Feuer verzichtete, musste man den Proviant kalt herunter schlingen und statt heißem Kaffee gab es nur das abgestandene Wasser aus ihren Feldflaschen zu trinken. Dass man auch auf eine Zigarette verzichten musste, traf besonders Paici hart.

»So«, sagte Tobias zu Elizabeth schließlich, nachdem es sich alle, so gut es eben ging, auf dem harten Felsenboden bequem gemacht hatten. »Jetzt weiter im Text. Was geschah, nachdem du dich mit Foa getroffen hast?«

»Das ist schnell erzählt. Pierre brachte mich hierher auf diese Insel. Wie ich später, nachdem ich die Sprache der Bewohner einigermaßen beherrschte, von ihnen erfuhr, betrachteten sie Foa nach dem Tod seiner Familie als einen der ihren, da er durch Puyathak genau so viel Leid und Schmerz erfahren hatte wie sie. Er starb übrigens bei einem Angriff, als Puyathaks Männer wieder einmal versuchten, die Inselbewohner zu versklaven. In den Jahren danach gelang es mir, nach und nach das Geheimnis um diesen Urwaldgott zu lösen. Aber mein Wissen war nutzlos, denn dieser Teufel wurde inzwischen mit jedem Tag mächtiger und schließlich konnte keiner mehr die Insel ohne seine Erlaubnis verlassen. Ich habe erst wieder Hoffnung, seit ich deinen Freund Steve getroffen habe und er mir von deinem Amulett erzählt hat. Ich glaube, zusammen mit meinem Wissen könnten wir Puyathak bezwingen.«

»Was ist das eigentlich für ein Amulett?«, fragte Paici neugierig.

»Nichts Besonderes«, antwortete Tobias ausweichend. »Es handelt sich dabei nur um ein altes Erbstück, das schon seit Generationen im Besitz meiner Familie ist.«

Er wollte keine Hoffnungen schüren. Er wusste zwar um die Kraft seines Amuletts, aber genauso war er sich über die dämonische Macht Puyathaks im Klaren. Tobias wusste nicht, was am Ende die Oberhand behalten sollte, deshalb hielt er sich noch bedeckt.

Die drei redeten noch fast eine halbe Stunde weiter, bis der Matrose schließlich die Unterhaltung beendete, um sich schlafen zu legen.

Anscheinend war er dabei nicht der Einzige, denn schon kurz darauf hatte sich eine tiefe Stille über das Lager gelegt, die nur hin und wieder von einem leisen Schnarchen durchbrochen wurde. Wenig später schienen alle zu schlafen, jedenfalls alle außer den beiden Wachposten und dem Paraforce-Agenten.

Tobias hatte die Augen zwar geschlossen, aber er war viel zu aufgewühlt, um Schlaf zu finden. Die letzten Worte von Elizabeth und Paici waren einfach zu brisant, als dass er sie ignorieren konnte. Wenn ihre Behauptungen zutrafen, und daran gab es für ihn keinen Zweifel mehr, war Puyathak weder das Produkt irgendeiner Fantasie noch der Legendenbildung der Ureinwohner, sondern eine reale Bedrohung, die nicht von dieser Welt stammte.

Die letzten Worte Elizabeths dröhnten noch immer in seinen Ohren nach.

Vor uralten Zeiten, Äonen, bevor sich die Menschheit aus dem Urschlamm der Erde befreit hatte, herrschten einst mächtige Wesen auf der Erde. Außerirdische oder eine hoch entwickelte Menschenrasse, wie sie noch heute in den Legenden um Atlantis, Mu oder Lemuria besungen wurden. Aus irgendeinem Grund jedoch verloren sie Jahrtausende später ihre Macht, wurden verbannt oder zogen sich in dunkle Gefilde tief unter der Erde zurück. Seither, so berichteten mehrere Legenden unabhängig voneinander, warteten sie darauf, wieder erweckt zu werden und die Welt erneut zu beherrschen.

Die Beweise, die Elizabeth aufführte, zeigten deutlich, dass sie vom Erdinneren wieder an die Oberfläche drängten, allen voran Puyathak.

Tobias, der inzwischen bereits mehrfach erfahren hatte, über was für eine Macht dieses Wesen verfügte, bekam alleine bei dem Gedanken daran, was alles passieren konnte, Gänsehaut.

So sehr er sich auch bemühte, aber nach dieser Unterhaltung war es ihm fast unmöglich, Schlaf zu finden.

Aber irgendwann forderte auch sein Körper das Recht auf Ruhe.

\*

Graue Nebelbänke zogen von den Bergwipfeln in die Niederungen hinunter und im Osten schimmerte der erste Schein der aufgehenden Sonne durch den Frühdunst, als Tobias erwachte. Er gähnte verhalten, streckte sich und öffnete die Augen.

Im selben Augenblick zuckte er jäh zusammen.

Direkt neben seinem Kopf verharrte eine schattenhafte Gestalt.

Sie stand mit gespreizten Füßen und herabhängenden Armen neben ihm und das scharfkantige Blatt ihrer Steinaxt baumelte direkt vor seinem Gesicht.

Tobias rollte sich instinktiv über den Boden und griff, wie man es ihm im Training beigebracht hatte, nach seiner Waffe, während die Gestalt erschrocken das Steinbeil hochriss und einen Schritt zurückwich.

Für die Dauer eines Atemzuges lag eine unheilvolle Spannung in der Luft, die sich jedoch sofort auflöste, als beide realisierten, wer der Gegenüber war.

»Himmel noch mal, was fällt dir ein, mich so zu erschrecken?«, keuchte Elizabeth.

»Das sagt die genau die Richtige. Da wacht man morgens auf und dann steht da jemand neben einem und fuchelt mit einem Steinbeil vor seinem Gesicht herum. Was hättest du denn an meiner Stelle getan?«

Elizabeth nahm den Kopf nach unten und starrte in einer Art auf die primitive Waffe in ihrer Rechten, als hätte sie ganz vergessen, dass sie den Schädelbrecher immer noch in der Hand hielt.

»Sorry«, sagte sie sichtlich betroffen. »Aber ich habe dich gar nicht bemerkt.«

Tobias starrte sie ungläubig an.

*Mein Gott*, schoss es ihm durch den Kopf, *ich darf gar nicht daran denken, dass ich den Finger bereits am Abzug hatte*. Aber er wollte Elizabeth nicht ängstigen, deshalb behielt er die Gedanken für sich und sagte stattdessen: »So, so, darf ich dann fragen, was so wichtig war, dass

du meine Gegenwart übersehen hast?«

Ohne ein Wort hob die Professorin den Arm und wies in die Richtung, in die sie vorhin geblickt hatte. Als Tobias die dünne Rauchsäule sah, die auf einem benachbarten Berghang in den Morgenhimmel stieg, war sein ganzer Groll gegen die Ethnologin schlagartig vergessen.

»Seit wann brennt das Feuer dort?«

»Keine Ahnung, ich habe es selber erst vor ein paar Minuten gesehen.«

»Was denkst du, was hat das zu bedeuten?«

Elizabeth zuckte ratlos mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, aber eines ist auf jeden Fall klar, sie haben uns noch nicht entdeckt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich kenne in ganz Neukaledonien keinen einzigen Eingeborenen, der solch ein Feuer anzündet, wenn er weiß, dass Feinde in der Nähe sind. Das macht keiner, nicht einmal ein Handlanger Puyathaks.«

Tobias musste ihr Recht geben.

Das Feuer loderte so hell und hoch empor, dass die Umrisse der Gestalten, welche die Flammen mit Nahrung versorgten, trotz der Entfernung deutlich zu erkennen waren.

Inzwischen war auch Paici erwacht und gesellte sich zu ihnen.

»Was ist denn mit euch los? Es ist noch nicht einmal richtig hell und ihr springt schon herum, als hättet ihr Bienen in der Hose.«

»Eingeborene«, sagte Tobias und deutete nach vorne.

»Aber leider welche, die auf der falschen Seite des



Zauns stehen.«

Inzwischen war auch der Rest des Lagers auf den Beinen.

Während die eingeborenen Begleiter von Elizabeth Overton die Existenz des Feuers mit geradezu stoischer Gelassenheit zur Kenntnis nahmen, war die Nervosität unter den Marinesoldaten nicht zu übersehen. Sie zischten sich gegenseitig Anweisungen zu und hantierten mit den Waffen. Bevor sich jedoch einer der Männer zu einer unbedachten Handlung hinreißen lassen konnte, richtete Tobias das Wort an die Soldaten.

»Langsam, langsam Männer, das sieht schlimmer aus, als es ist. In diesem unwegsamen Gelände brauchen sie mindestens zwei Stunden, bis sie hier sind, also beruhigt euch wieder.«

»Ihren Optimismus möchte ich haben«, sagte einer der Marinesoldaten.

Tobias glaubte sich zu erinnern, dass sein Name Louis war. Seine Stimme klang verbittert. »Das letzte Mal, als sie uns angegriffen haben, waren sie uns mindestens zehn zu eins überlegen.«

»Das stimmt«, erwiderte Tobias. »Aber diesmal sind die Umstände anders. Diesmal gibt es kein schützendes Unterholz, hier auf dem Hang ist so gut wie keine Deckung vorhanden, wir können sie also schon von Weitem sehen. Außerdem müssen sie den Berg hochrennen, wenn sie uns angreifen wollen, während wir sie von hier oben aus wie auf dem Präsentierteller vor uns haben.«

Die anderen Soldaten nickten zustimmend, nur Louis schien mit der Erklärung des Paraforce-Agenten nicht

einverstanden zu sein.

»Mag sein, aber was machen wir, wenn sie gleichzeitig von oben, vom Gipfel des Berges kommen? Gegen hundert Wilde mit Pfeil und Bogen sind wir selbst mit unseren Gewehren chancenlos.«

Sofort wurde es ruhig.

Die anderen Soldaten musterten Tobias fragend. Aber während der Paraforce-Agent noch fieberhaft nach Argumenten suchte, um Louis' Befürchtungen zu entkräften, mischte sich Elizabeth in die Diskussion ein.

»Ich kann Sie beruhigen, Soldat, das wird nicht geschehen. Dort oben gibt es keine Eingeborenen, nur den Eingang zu einer Höhle.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil ich schon einmal hier war.«

\*

Das Polizeipräsidium von Noumea glich einem Bienenstock, in dem jemand mit einem glühenden Schürhaken herumstocherte.

Über dem Dach kreisten zwei Polizeihubschrauber mit eingeschalteten Suchscheinwerfern und vor dem Gebäude parkten unzählige Streifenwagen und Zivilfahrzeuge. Im u-förmigen Innenhof des riesigen Gebäudekomplexes donnerten die Motoren gepanzerter Einsatzfahrzeuge, während drinnen Dutzende von Telefonen gleichzeitig klingelten, Stiefelabsätze über den Laminatboden der Gänge knallten und Türen zugeschlagen wurden.

Als wäre dieser Lärm nicht genug, wurde der ganze Krach noch zusätzlich von rauen Männerstimmen untermalt, die entweder lauthals fluchten oder irgendwelche Befehle brüllten.

Ungeachtet dessen saß Gilbert Tupeti in seinem Büro wie ein Fels in der Brandung, während um ihn herum scheinbar nur Chaos herrschte.

Karl Stone, der sich in Begleitung zweier Polizeioffiziere ebenfalls im Büro befand, erkannte rasch, dass sein Freund nicht umsonst den Rang eines Polizeipräsidenten einnahm.

Seine Finger glitten trotz der allgegenwärtigen Hektik bedächtig über die Tastatur seines Dienstcomputers und die Anweisungen, die er in die Gegensprechanlage neben dem Telefon sprach, hatten Hand und Fuß.

Wenn er auch draußen in der Rue Armand Ohlen kurzzeitig die Fassung verloren hatte, hier in seinem gewohnten Umfeld war er der Stratege und Organisator, dessen Können ihn bis in die höchsten Ministerien des Landes bekannt gemacht hatte.

Nach einem kurzen Wortwechsel mit dem unbekanntem Mann am anderen Ende der Gegensprechanlage stützte sich Tupeti mit beiden Händen auf die Lehne seines schwenkbaren Ledersessels, verharrte einen Moment lang in regloser Haltung und warf den Anwesenden schließlich einen zufriedenen Blick zu.

»Meine Herren, ich denke, wir haben die Situation wieder unter Kontrolle. Wie mir soeben gemeldet wurde, ist es unseren Männern inzwischen gelungen, mehr als ein Dutzend dieser Kreaturen zu stellen und durch Kopfschüsse zu eliminieren.«

Stone hob unmerklich die Schultern.

»Schön und gut«, sagte er leise. »Aber soweit ich es in Erinnerung habe, waren es mindestens zwanzig, die sich in der Einkaufsstraße unserem Zugriff entziehen konnten. Also wo ist der Rest?«

»Darüber ist im Moment leider noch nichts Genaues bekannt«, erwiderte Tupeti.

Dabei verzog er unwillig das Gesicht. Stone kannte seinen Freund lange genug, um zu wissen, dass er über dieses Eingeständnis nicht gerade glücklich war.

»Aber ich bin mir sicher, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis wir auch den letzten dieser Kranken, oder was immer sie auch sein mögen, aufspüren und unschädlich machen.«

In diesem Moment erwachte der Lautsprecher der Gegensprechanlage wieder zu neuem Leben. Nach einem kurzen Rauschen erfolgte ein Knacken, dann war die Stimme eines Mannes zu hören, wenn auch ziemlich leise.

»Zentrale bitte kommen, hier spricht Marcel Gothier, Einsatzleiter in der Rue Armand, Zentrale bitte kommen. Hallo, hören Sie mich?«

»Ja, aber ziemlich leise. Können Sie nicht lauter sprechen?«

»Das ist im Moment ziemlich schlecht, wir verfolgen nämlich gerade diese Zombies.«

Tupeti warf einen erstaunten Blick in die Runde, während sich die anderen beinahe gleichzeitig vor dem Lautsprecher versammelten und wie elektrisiert auf den mausgrauen Kasten starrten.

»Warum erfahre ich erst jetzt davon? Wo zum Teufel

stecken Sie?«, platzte es aus dem Polizeipräsidenten heraus.

»Keine Ahnung, in irgendeiner Seitenstraße, aber sie führt auf alle Fälle zum Hafen hinunter.«

»Alles klar, Sie unternehmen nichts, Sie beobachten nur weiter, ich lasse das Gebiet inzwischen weiträumig abriegeln. Melden Sie sich, sobald Sie neue Erkenntnisse haben, ich schicke Ihnen sofort Verstärkung. Aber noch kein Zugriff, wir müssen erst sicher sein, dass wir alle von ihnen eingefangen haben.«

»Verstanden, Monsieur Commandante, bis gleich.«

»Ha«, sagte einer der anwesenden Polizeioffiziere. »Das war's dann wohl. Ich schätze, die Sache hat sich damit erledigt.«

»Immer langsam mit den jungen Pferden, noch haben wir sie nicht«, gab Stone zu bedenken.

Der Mann von Paraforce hatte inzwischen genug erlebt, um sich nicht zu irgendwelchen voreiligen Entschlüssen verleiten zu lassen.

»Ach was, diese Kreaturen sind so gut wie erledigt«, entgegnete der Beamte und blickte Beifall heischend in die Runde.

»Entweder werden sie von unseren Leute erschossen oder sie ersaufen im Hafenbecken, denn ich glaube kaum, dass diese Brut schwimmen kann.«

Die anderen nickten zustimmend.

Aber nicht so Karl Stone.

War es zuerst nur ein ungutes Gefühl, fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, als das Wort schwimmen erwähnt wurde.

*Natürlich, durchfuhr es ihn, es war kein Zufall das*

*LeGrand und seine Helfer den Hafen ansteuerten.*

»Alarmiert die Küstenwache!«, stieß der Paraforce-Mann hervor.

»Los!«, wiederholte Stone seine Forderung, als ihn die anderen nur verwundert anstarrten. »Habt ihr nicht gehört, was ich gesagt habe? Alarmiert die Küstenwache, und zwar sofort. Ich glaube, ich weiß jetzt, was LeGrand und seine Begleiter planen.«

\*

Es war so, wie die Ethnologin behauptet hatte.

Auf dem Gipfel des Berges gab es tatsächlich keine Eingeborenen, sondern, so wie sie vorhergesagt hatte, nur ein schmales, dunkles Loch in der Felswand.

»Wir sind da«, sagte die Ethnologin, als sie den schwarzen Spalt erreicht hatten.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte Paici wissen.

»Ich werde jetzt mit Tobias und meinen Begleitern hineingehen, während du und deine Männer hier auf uns warten.«

Paici schüttelte entschieden den Kopf.

»No, Madame, das werden wir nicht. Wir kommen mit, denn falls es da drinnen Schwierigkeiten gibt, werden unsere Maschinenpistolen diese eher beseitigen können als die Pfeile ihrer eingeborenen Freunde, und dass es Schwierigkeiten gibt, ist so sicher wie das Amen in der Kirche.«

»Da muss ich dir leider widersprechen.«

Trotz der Situation, in der sie sich befanden, musste Tobias grinsen. Stone hatte nicht übertrieben, als er be-

hauptete, dass sich die Overton über jegliche Etikette hinwegsetzte und so redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Er war inzwischen bereit, einen Jahreslohn darauf zu wetten, dass Elizabeth wahrscheinlich sogar den Papst duzte, wenn er denn vor ihr gestanden hätte.

»Da, wo Tobias, meine Freunde und ich jetzt hingehen, sind eure Waffen so hilfreich wie ein Heißluftgebläse in der Sahara. Puyathak lässt sich nicht durch Kugeln aufhalten.«

»Sondern?«

»Magie, Spiritualität, Glaube, nenne es, wie du willst, es ist auf jeden Fall etwas, das nur Wenige besitzen. Eine mystische Gabe sozusagen, die eigentlich nur noch bei Menschen vorhanden ist, die besonders naturnah leben wie diese Wilden oder Tobias zum Beispiel.«

»Ich verstehe«, erwiderte Paici, der sich offensichtlich an Tobias' Amulett erinnerte.

»Das soll jetzt aber nicht heißen, dass ich deine Hilfe nicht benötige, im Gegenteil, ohne dich und deine Männer sind wir aufgeschmissen. Wir können nicht gegen Puyathak vorgehen, wenn uns seine Anhänger im Nacken sitzen. Ich schätze ihre Zahl trotz allem immer noch auf siebzig oder achtzig. Keine Ahnung, wie viele es noch genau sind, auf jeden Fall viel zu viel für meine Begleiter und ihre Bogen.«

»Wir sollen euch also den Rücken freihalten?«

»Du hast es erfasst«, erwiderte Elizabeth. »Aber jetzt genug geredet, wir müssen handeln, die Zeit drängt. Puyathak wird mit jeder Stunde mächtiger und so, wie es aussieht, haben seine Anhänger inzwischen auch

unsere Spur entdeckt.«

Dabei zeigte sie mit ihrer Rechten nach unten.

Dort, am Fuß des Berghangs, hatte sich inzwischen ein Pulk untersetzter Gestalten eingefunden, die immer wieder auf den Boden starrten und dann aufgeregt mit den Händen umherfuchtelten und hoch zu ihnen deuteten, bis schließlich einer von ihnen mit der Rechten seinen Speer in die Höhe reckte und einen schrillen Schrei ausstieß.

Sekunden später rannten alle den Hang hinauf.

Ihr abgehacktes, bellendes Kriegsgeschrei wirkte dabei nicht minder bedrohlich als die Anzahl ihrer steinzeitlichen Waffen.

Paici wirbelte augenblicklich auf dem Absatz herum, packte Elizabeth am Arm und stieß sie in Richtung Höhleneingang.

»Worauf wartet ihr noch? Los! Geht schon und tretet Puyathak, diesem Hurensohn, endlich in den Arsch, solange wir euch den Rücken freihalten.«

Elizabeth nickte und warf sich der Höhle entgegen. Als Tobias ihr folgen wollte, versperrte ihm der Matrose den Weg.

»Du hast gehört, was ich zu ihr gesagt habe, ich hoffe ich kann mich auf euch verlassen.«

Tobias hob den Blick, doch statt zu antworten, umschloss er mit seiner Rechten die von Paici und starrte dem Matrosen einen Moment lang tief in die Augen. »Das kannst du, das verspreche ich dir.«

Dann nickte er ihm zu, wandte sich ab und rannte, so schnell er konnte, hinter Elizabeth und den anderen her.



Trotzdem war er der Letzte, der sich durch den schmalen Höhleneingang zwängte.

Drinnen angekommen lief er fast in die Ethnologin hinein. Als er vor ihr zum Stehen kam, passte kein Zeitungsblatt mehr zwischen ihn und Elizabeth. Tobias riss die Hände hoch und erging sich in einer Entschuldigung.

»Sorry, ich wusste nicht, dass ...«

Er verstummte augenblicklich, während er sich mit großen Augen umsah.

Die Höhle war groß, größer, als er gedacht hatte.

Ein riesiger, ovaler Raum, in dem sie alle nebeneinanderstehen konnten, ohne sich auf die Füße zu treten. Die glatten Felswände waren mit einer Art Quarzsand überzogen, der das wenige, durch den Eingang hereinfallende Sonnenlicht hundertfach verstärkte und so das Höhleninnere in ein beinahe taghelles, gelbliches Licht tauchte. Der unebene Boden war mit allerlei Unrat überzogen, den wohl der Wind, vielleicht aber auch Vögel und andere Tiere im Laufe der Jahrtausende hier hineingetragen hatten. Tobias erkannte verrottete Blätter, Tannennadeln und Zweige, eigentlich alles Dinge, die in diesem Umfeld ganz normal waren.

Dennoch hatte er das Gefühl, dass ihn hier drinnen irgendetwas störte.

Er wusste nicht was, aber Elizabeths angespannte Haltung und die verzerrten Gesichter ihrer eingeborenen Begleiter sprachen Bände. Sie schienen es genauso zu spüren wie er. Es war unbeschreiblich, aber doch war es real. Etwas Unheimliches lag in der Luft, irgendetwas, das zwar unsichtbar blieb, aber dennoch

von solch einer Macht durchdrungen war, dass die Luft knisterte, als wäre sie elektrisch aufgeladen.

Er spürte, wie sein Amulett immer wärmer wurde, während Elizabeth gleichzeitig nach vorne auf einen schmalen Gang zeigte, der sich schlangengleich tief in das Innere des Berges wandte.

Bevor er sie etwas fragen konnte, lief die Ethnologin auch schon los.

Die Jahre unter den Wilden hatten sie offensichtlich gestählt, denn Tobias hatte trotz seiner Kondition sichtlich Mühe, der zierlichen Frau zu folgen.

Der Gang, den sie entlang hasteten, verlief etwa fünfzig Meter lang kerzengerade nach vorne, machte dann einen scharfen Knick nach rechts, dann nach links, um danach erneut wieder ein Stück geradeaus zu verlaufen. Dann erfolgte die nächste Biegung nach rechts.

Tobias, der bereits seit geraumer Zeit bemerkte, dass der Weg, den sie beschritten, langsam aber sicher stetig nach unten führte, setzte zu einem kleinen Zwischenspurt an.

Auf seinen Lippen brannten immer mehr Fragen.

Er überholte die Reihen der Wilden und versuchte, zu Elizabeth aufzuschließen.

Als es ihm gelungen war, bemerkte er, wie das Vorkommen des leuchtenden Quarzes immer seltener wurde. Das gelbe Licht reichte nur noch aus, um ihre Umgebung in einer Entfernung von etwa zehn Metern noch zu erkennen, danach waren nur noch vage Schatten auszumachen. Gleichzeitig beunruhigten ihn die Geräusche, die hinter ihm erklangen. Er war lange genug Polizist, um herauszuhören, dass die dumpfen,

wummernden Laute nichts anderes als Schüsse waren.

Obwohl er genug damit zu tun hatte, mit der Ethnologin Schritt zu halten, breitete sich in seiner Magengegend allmählich ein mulmiges Gefühl aus.

Paici und seine Männer waren zwar mit den modernsten Schnellfeuerwaffen ausgerüstet, die der französischen Armee derzeit zur Verfügung standen, aber das Wissen um ein Kräfteverhältnis von fünf zu vielleicht einhundert war alles andere als dazu angetan, ihn ruhiger werden zu lassen.

Alle weiteren Gedanken wurden zur Makulatur, als Elizabeth unverhofft stehen blieb und ihre Finger so fest in seinen Arm krallte, dass er Mühe hatte, vor Überraschung nicht laut aufzuschreien.

»Was ist denn jetzt los?«

Die Ethnologin blieb ihm die Antwort schuldig und deutete stattdessen den Gang hinunter.

»Wir sind da.«

Der Paraforce-Agent hob den Kopf und schluckte instinktiv.

Der Gang mündete direkt vor ihnen in eine weitere riesige Höhle, die das gelbe Licht, das hier unten vorherrschte, so grell ausleuchtete, dass es fast in den Augen schmerzte.

Tobias hielt den Atem an, während er sich umblickte.

Decke und Wände der Höhle waren mit seltsamen Zeichnungen überzogen, die sich selbst auf dem felsigen Boden fortsetzten.

Aber das registrierte er nur noch am Rande.

Seine Augen klebten jetzt förmlich an dem hüfthohen Felsquader, der einem Altar gleich in der Mitte der

Höhle aus dem Boden ragte. Er war mit denselben Zeichnungen versehen, die hier überall vorherrschten, aber im Gegensatz zu ihnen schienen diese mit einem geradezu unheimlichen Leben erfüllt zu sein.

Tobias hatte das Gefühl, als veränderten sie im Sekundentakt ihr Aussehen. Vielleicht lag es auch daran, dass sich der Felsquader seit ihrem Eintritt in die kupfelförmige Höhle ebenfalls veränderte.

Der Stein, so absurd es auch war, schien seit ihrem Eintreten zu vibrieren und begann, von innen heraus zu glühen.

Gelbe Lichtkugeln, kaum größer als Tischtennisbälle, schossen aus ihm hervor, rasten gegen die Decke und zerplatzten dort wie überreife Früchte, die man an die Wand geworfen hatte.

Während er noch versuchte, das Geschehene zu verarbeiten, geschah das Unfassbare.

\*

Das Dröhnen der Schiffsmotoren verstummte abrupt, als die WP 107, der schnellste Kreuzer der neukaledonischen Küstenwache, in den Containerhafen von Noumea einfuhr und langsam Ziel in Richtung Anlegestelle nahm.

Zu langsam, wie Stone befand, dessen Nervenkostüm kurz davor war zu zerreißen.

»Verdammte Scheiße, geht das nicht schneller?«, zischte er ungeduldig.

Dabei trippelte er mit beiden Füßen, als müsste er dringend auf die Toilette. Gilbert Tupeti und den drei

anderen Polizisten, die ihn begleiteten, schien es nicht anders zu ergehen. Das nervöse Zucken ihrer Mundwinkel und die Schweißperlen auf ihrer Stirn sprachen mehr als tausend Worte.

»Und du bist dir sicher?«, fragte der Polizeichef.

Die Worte kamen schnell und abgehackt, wie immer, wenn er unter Anspannung war.

»Absolut sicher«, behauptete Stone. »LeGrands Plan, die Stadt zu erobern, ist fehlgeschlagen. Er hat fast alle seine Helfer verloren. Er weiß, dass wir ihm auf den Fersen sind und er nirgendwo in Noumea mehr sicher ist. Er wird sich deshalb wieder auf jene Insel zurückziehen, auf der er als verschollen galt. Ich glaube, dass dort der Ursprung von all dem ist, was hier in den letzten Stunden geschehen ist. Deshalb müssen wir ihm zuvorkommen.«

Zusammen mit seinen letzten Worten schwamm das Boot der Küstenwache in einer hohen Bugwelle direkt auf den Steg zu, auf dem sie sich befanden.

Der Steuermann brachte die WP 107 nahe genug heran, um die Bugleine zu werfen. Einer der Polizisten fing sie auf und gemeinsam zogen sie das Boot heran.

Dann sprangen die Männer an Bord.

»Wie schnell ist das Boot?«, wollte Stone von dem Mann am Ruder wissen.

»Ziemlich schnell.«

»Okay, dann geben sie Vollgas!«

»Das könnte aber einigen von euch Landratten nicht gefallen, wenn Sie wissen, was ich meine«, sagte der Mann mit einem leichten Grinsen im Gesicht.

Stone grinste in derselben Art zurück. »Wir werden

es verschmerzen, ich denke, sich die Uniform vollzukotzen, ist bedeutend angenehmer, als sein Leben zu verlieren.«

»Das stimmt allerdings«, sagte der Beamte und drückte den Gashebel nach vorne.

Im gleichen Moment nahm das Boot die Nase aus dem Wasser und schoss mit dröhnenden Motoren vorwärts. Stone, der sich bei dem Raketenstart an der Kabinenwand abstützte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, registrierte mit einem schadenfrohen Grinsen, dass die Warnungen des Steuermanns alles andere als haltlos waren.

Zwei der Polizisten, die sie begleiteten, hingen bereits nach den ersten Metern, die sie zurückgelegt hatten, wie ausgewrungene Putzlappen über der Reling und kotzten sich die Seele aus dem Leib.

Nur Tupeti, der inzwischen neben ihnen stand, schien gegen das Geschaukel immun zu sein. Er nahm das Fernglas, das neben dem Steuerrad an einem Haken hing, an sich und setzte es an die Augen.

Ungefähr nach zehn Minuten fuhren sie in den eigentlichen Hafen und passierten zuerst die Piers, an denen die Jachten der gut betuchten Einheimischen lagen.

Sie waren bereits auf Höhe der letzten Boote, als Tupeti plötzlich zusammenzuckte.

»Du hattest recht, Karl, da sind sie!«

»Bist du dir sicher?«

Mit einem Satz war Stone an der Seite seines Freundes.

»Sieh selbst!«, sagte Tupeti und reicht ihm das Glas.

Ein Blick auf das Boot, das vor ihnen im Wasser dümpelte, genügte und der Verbindungsmann von Paraforce wusste Bescheid.

Die Gestalten, die an Bord des kleinen Schiffes umhertorkelten, waren niemand anderes als LeGrand und seine Helfer. Trotz der unseligen Macht, die sie beherrschte, schienen sie mit dem Steuern eines Schiffes offensichtlich vollkommen überfordert zu sein.

Obwohl der Motor immer wieder wie ein waidwund geschossener Löwe aufbrüllte und die Schiffsschraube das Wasser regelrecht durchpflügte, kam das Schiff nicht vom Fleck, sondern donnerte ständig mit der Steuerbordseite gegen die Hafenaufbauten.

»Jetzt haben wir sie!«, schrie Tupeti triumphierend und rannte aus der Kabine des Steuermanns heraus auf den Bug des Schiffes zu, wo die anderen Polizisten bereits mit entscherten Waffen in Deckung gegangen waren.

»Yeah!«, sagte Stone und ballte siegesgewiss die Rechte.

Der Anblick der Einsatzkräfte, die LeGrand seit dem Geschehen in der Rue Armand bis hierher in den Hafen verfolgt hatten, ließ die Anspannung, die ihn bisher beherrscht hatte, an ihm wie Regentropfen auf einer Ölhaut abperlen. Zufrieden verfolgte er den Aufmarsch der Uniformierten, die sich inzwischen in Zweierreihen auf die Kaimauern zuschoben.

Er hielt sich mit der Rechten kurz am Türrahmen der Steuermannskabine fest, während das Boot der Küstenwache gegen den Rumpf des Bootes krachte, auf dem LeGrand wie ein Derwisch umhersprang, und machte

sich bereit, hinüberzuspringen, sobald sie das Schiff gegen die Hafenanlagen gedrängt hatten.

Nach dem Aufprall, der ihn kurz durchrüttelte, ging er zielstrebig nach vorne und war gerade im Begriff, auf das andere Boot überzuwechseln, als ihn ein grauenhafter Schrei stoppte.

Verstört hob Stone den Blick und erstarrte.

Die Polizisten, die sich am Hafenkai aufmachten, die Boote zu betreten, hatten nicht im Geringsten mehr etwas mit jenen Männern zu tun, die sich auf die Fährte der Kreaturen gesetzt hatten. Er sah ihre verklärten Blicke, die weit aufgerissenen, blutverschmierten Gesichter und ihre gekrümmten, nach vorne gestreckten Krallenhände. Stone musste an sich halten, um nicht loszuschreien, während das triumphierende Lachen LeGrands in seinen Ohren dröhnte.

\*

Tobias hob den Kopf und starrte mit gemischten Gefühlen auf die Reste der auseinandergeplatzten Lichtkugeln, die kaum größer als der Daumnagel eines Kleinkindes waren und jetzt in der Luft umherschwebten.

Dabei verhärtete sich sein Gesicht zusehends, je länger er das Treiben beobachtete.

*Was zum Teufel geht da vor?*, durchzuckte es ihn. War es nur Einbildung oder sammelten sich diese Lichtreste tatsächlich zu kleinen Schwärmen, die sich langsam aber gezielt auf ihre Köpfe herab senkten?

Ein ohrenbetäubender Schrei, der unvermittelt durch



die Höhle gellte, bestätigte seine furchtbarsten Ahnungen.

Einer der Eingeborenen, ein riesenhafter Kerl, der sogar Tobias um Haupteslänge überragte, wurde aufgrund seiner Größe als Erster von den schwebenden Partikeln berührt.

Kaum hatten sie sich auf seinem Haar niedergelassen, begann er zu zucken, als ob Stromstöße durch seinen Körper jagten. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, während sein Schreien immer lauter wurde. Eingehüllt in einen gelbfarbenen Lichtbogen vollführte er einen wahren Veitstanz, bis er wie vom Blitz getroffen zu Boden fiel.

Sekundenlang geschah nichts.

Dann begann der Mann mit abgehackt wirkenden Bewegungen, die eher wie die einer Marionette wirkten, die nur noch an zwei Fäden gehalten wurde, als denen eines Menschen, sich wieder aufzurichten und ging langsam, wie in Trance, auf den seltsamen Felsquader in der Mitte der Höhle zu.

Wie gelähmt starrte Tobias auf die Szenerie, die sich da gerade vor seinen Augen abspielte.

Er hatte das Gefühl, als würde ihm das Blut in den Adern gefrieren, als er hilflos mit ansehen musste, wie nach und nach alle, auch Elizabeth, dasselbe Schicksal ereilte.

Jeder andere wäre in dieser Situation wahrscheinlich verzweifelt, aber nicht Tobias. Seine Erfahrung ließ ihn instinktiv handeln.

Tobias wartete nicht ab, bis die schwebenden Lichtpartikel auch sein Haar berührten, sondern warf sich

mit einem wahren Panthersatz zurück in den Gang, aus dem er gekommen war.

Dennoch war es zu spät.

Er hatte sich gerade wieder aufgerafft, als das erste gelbe Teilchen seine Wange streifte und auf seine Hemdbrust fiel, dann folgten weitere. Mit einem entsetzten Aufschrei versuchte er sie abzuwischen.

Es blieb bei dem Versuch.

Ungläubig sah er zu, wie die Lichtpunkte, kaum dass sie in die Nähe seiner Brust kamen, mit einer schnellen Bewegung zurückzuckten.

Tobias' Gedanken überschlugen sich.

Was immer es auch war, was die Lichter dazu gebracht hatte, ihn zu verschonen, es musste mächtig sein, so mächtig, dass es selbst ein Wesen wie Puyathak in die Schranken weisen konnte. Nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte, richtete er sich auf und ging wieder in die kuppelförmige Höhle hinein.

Er begann zu ahnen, was ihn beschützte.

Das Amulett, das ihm seine Tante vor vielen Jahren vermacht hatte, offenbarte ihm wieder einmal seine unfassbare Kraft.

Es glühte wie damals, als er sich dem dämonischen Bluatschink entgegen gestellt hatte.<sup>1</sup>

Er wusste nicht, was für eine Macht in ihm steckte, aber er ahnte, nein er wusste, dass er mit ihm zusammen selbst einen Jahrmillionen alten Menschheitsfluch wie Puyathak von der Oberfläche der Erde tilgen konn-

---

<sup>1</sup> Siehe Paraforce Band 6, Die Stunde der Bestie

te.

Mit jedem Schritt, mit dem er sich dem Felsquader näherte, spürte er, wie etwas immer mehr Besitz von ihm nahm, etwas Großes und Machtvolles.

Puyathak schien es ebenfalls zu spüren.

Der Felsen begann unvermittelt zu vibrieren.

Das gelbe Licht in der Höhle flackerte und Elizabeth und die Eingeborenen fielen zu Boden und ruderten mit Armen und Beinen, als hätte sie ein epileptischer Anfall heimgesucht.

Tobias nahm das Amulett in die Hand und reckte es dem Stein entgegen.

Das Ergebnis war mehr als verblüffend.

Der Stein zeigte zuerst Risse, dann begann er langsam zu zerfallen, um schließlich vollständig zu Staub zu werden. Gleichzeitig stieg aus seinem Innern etwas zur Höhlendecke, das niemals irdischen Ursprungs sein konnte.

Tobias dachte spontan an so etwas wie interstellare Materie, eine Molekülwolke aus Gas, Staub und mehratomigen Teilchen. Aber er kam nicht mehr dazu, sich über die Existenz dieses Etwas den Kopf zu zerbrechen, denn das seltsame Geschehen war noch lange nicht zu Ende, im Gegenteil, es wurde mit jeder Sekunde noch unwirklicher.

Die Substanz wurde immer heller und damit auch merklich durchsichtiger.

Tobias stockte erneut der Atem, als er sah, was sich in diesem wabernden Nebel befand. Er konnte zwar keine Details erkennen, aber das, was er zu sehen bekam, reichte aus, um ihn an seine psychischen und physi-

schen Grenzen gehen zu lassen. Die Umrisse, so schrecklich sie auch sein mochten, waren ihm vertraut.

Er hatte das, was sich allmählich in dem Nebel zu einer Gestalt zu formen begann, schon einmal gesehen. Damals in Noumea, im Ferienhaus der beiden Millionärswitwen Amanda Myers und Elizabeth Swenson.

Ein Albtraumwesen, das weder Mensch, Affe, Hund oder Fledermaus war, aber dennoch die Merkmale aller besaß.

Trotzdem ging Tobias voller Zuversicht weiter auf den Stein zu, beziehungsweise auf das, was noch davon übrig geblieben war. Das Wesen, das jetzt über ihm in der Luft schwebte, war ihm schon im Haus der beiden Frauen aus dem Weg gegangen, und irgendwie ahnte er, dass er auch heute die Oberhand behalten sollte.

Je näher er herankam, umso hektischer und unkontrollierter begann es, mit seinen Gliedmaßen um sich zu schlagen.

Dann war Tobias heran.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Maske aus wilder Entschlossenheit und Siegeswillen, während er mit seinem Amulett den Nebel und die dahinter verborgene Kreatur berührte.

Das Wesen, das niemand anders als Puyathak sein konnte, dessen war sich Tobias sicher, gab einen schrillen, ohrenbetäubenden Ton von sich.

Dann zuckte es zurück.

Tobias versuchte, seine Angst zu vergessen, und setzte nach. Der Paraforce-Agent sprang blitzschnell vor und streckte sein Amulett erneut in den Nebel. Dies-

mal übertraf die Wirkung all seine Erwartungen. Die Kräfte Puyathaks und die des Amuletts prallten mit einem solch donnernden Krachen aufeinander, als würden Planeten zusammenstoßen. Die Höhlenkuppel erbebte unter der Gewalt der kosmischen Urkräfte. Die Luft war plötzlich von beißendem Gestank erfüllt und armlange Lichtblitze zuckten durch den Nebel. Tobias schloss geblendet die Augen. Einen Wimpernschlag später wurde die Höhle von unerträglich hellem Licht erfüllt, dann hallte ein urwelthafter Donnerschlag durch die Höhle und dann war nichts mehr, nur noch abgrundtiefe Stille.

Vorsichtig öffnete Tobias die Augen.

Das Amulett in seiner Hand hatte aufgehört zu glühen. Ruhig und kalt lag es in seiner Rechten, aber nur, bis es sich Tobias erneut um den Hals legte. Bereits mit dem ersten Herzschlag verspürte er sofort wieder die Wärme und die Macht, die dem mystischen Anhänger innewohnte.

Ein Blick zur Seite zeigte ihm auf, dass von dem Stein und Puyathak nichts mehr geblieben war als ein kleiner Haufen dunkler Asche.

Grenzenlose Erleichterung durchflutete ihn, während um ihn herum Elizabeth und die Eingeborenen stöhnend auf die Füße kamen.

\*

Stone erstarrte.

Sein Verstand weigerte sich zu begreifen, was seine Augen mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit erkann-

ten. Die Polizisten, jedenfalls waren sie das vor wenigen Stunden noch gewesen, enterten ihr Boot einzig und allein mit dem Ziel, sie zu töten oder zumindest ebenfalls in Untote zu verwandeln.

LeGrand selber tanzte indessen wie ein Derwisch über das Deck seines kleinen Bootes und brüllte dabei ständig irgendwelche Worte, von denen Stone nur eines verstand.

Puyathak!

Für eine Sekunde war er vor Entsetzen wie gelähmt, aber dann ging ein Ruck durch seinen Körper. Stone wusste angesichts der erdrückenden Übermacht dieser Kreaturen, dass sein Weg hier zu Ende war, aber er war wild entschlossen, seine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen. So einfach wollte er es LeGrand und seinen dämonischen Helfern nicht machen.

Stone griff unter die Jacke und zog seinen stumpfnasigen Colt hervor. Dann trat er einen Schritt zur Seite, nahm den Hahn zurück und feuerte im gleichen Augenblick, in dem der erste Untote seine Klauen nach ihm ausstreckte.

Die orangerote Mündungsflamme zuckte gleich einem Flammenschwert auf das Albtraumwesen zu und traf genau ins Ziel. Sein Schädel zersprang wie ein aufgeschlagenes Ei. Das Wesen prallte rückwärts gegen die Reling und wurde zu Staub, noch bevor es über Bord fallen konnte.

Doch Stone blieb keine Zeit, sich über seinen Sieg zu freuen. Zwei weitere Zombies sprangen auf ihn zu, dann noch ein dritter, ein vierter und schließlich waren es ein halbes Dutzend, die sich ihm und Gilbert Tupeti

entgegenwarfen.

Krallenhände zuckten vor, wischten dicht vor seinem Gesicht durch die Luft und verschwanden erst, als er erneut den Finger um den Abzug krümmte. Stones Erfolg wurde jedoch bedeutungslos, als gleichzeitig Tupeti neben ihm mit einem Aufschrei zu Boden ging.

Gleich drei der Wesen hatten ihn umklammert und versuchten, ihn mit aller Macht zu Boden zu zerren. Stone keuchte entsetzt, eilte auf seinen Freund zu und schoss, trat und stieß wie von Sinnen um sich.

Für einen Moment gelang es ihm, sich und Tupeti etwas Luft zu verschaffen.

Die Untoten schienen tatsächlich zurückzuweichen.

Aber dann kam LeGrand.

Mit weit ausgebreiteten Armen und gefletschten Zähnen sprang er einer fliegenden Bestie gleich auf Stone zu, brüllte und legte seine knochigen Finger um seinen Hals. Stone knallte mit dem Rücken so hart gegen die eiserne Reling, dass er das Gefühl hatte, in der Mitte auseinanderzubrechen. Ein wahnwitziger Schmerz durchzuckte seinen Körper.

Er fühlte, während er zu Boden fiel, wie seine Beine gefühllos wurden und LeGrands Hände sich wie eiserne Klammern um seinen Hals legten.

Vor seinen Augen begannen bunte Kreise zu tanzen.

Er hörte noch, wie LeGrand plötzlich brüllte, sich in Staub auflöste und dachte noch: *Mein Gott, ich spüre meine Beine nicht mehr.*

Dann versank die Welt um ihn herum in Dunkelheit.

\*

Die Durchsage der Stewardess war noch keine zehn Sekunden alt, da hatte sich Tobias bereits schon wieder losgeschnallt und seinen Sitz so weit nach hinten verschoben, dass er auf dem Überseeflug nach New York ein entspanntes Nickerchen machen konnte. Das hatte er sich, jedenfalls seiner Meinung nach, durch die ganzen Strapazen und Gefahren der letzten Tage auch redlich verdient.

Er hätte den Sitz allerdings auch in die Waagrechte bringen können, oder sich querlegen, es hätte niemanden gestört. Tobias war der einzige Passagier der ersten Klasse auf dem Flug der American Airlines von Sidney nach New York.

Doch die Ereignisse der letzten zweiundsiebzig Stunden ließen ihn auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder lief das Geschehen wie ein Film vor seinem inneren Auge ab, wobei es aber genau genommen mehr die Gedanken an die Zukunft waren, die ihn so aufwühlten.

Gewiss, Puyathak war besiegt, vielleicht sogar endgültig vernichtet, aber das wussten nur die Götter. Doch er hatte tiefe Spuren hinterlassen, nicht nur in seinem Leben. Pascal Dubois, LeGrands Assistent, war tot, ebenso Pierre Paici, der Matrose, der als Einziger an Bord der Grimault seine Berichte über Puyathak nie angezweifelt hatte. Kurz bevor es Tobias gelungen war, den Dämon mit seinem Amulett zu besiegen, starb Paici durch einen Pfeil der angreifenden Wilden. Steve, sein Freund, war so geschwächt, dass es Wochen, wenn nicht sogar Monate dauern würde, bis er wieder genesen war. Elizabeth Overton hatte endgültig alle



Brücken zur Zivilisation hinter sich abgebrochen und wollte sich fortan nur noch um die Eingeborenen auf der Insel kümmern, und Gilbert Tupeti, der Polizeichef von Noumea, quittierte seinen Dienst, nachdem der Angriff der Untoten seine Haare weiß wie Schnee und ihn zu einem Wrack gemacht hatte.

Karl Stone, der Verbindungsmann von Paraforce, blieb für den Rest seines Lebens an den Rollstuhl gefesselt und Jerome Gaussiere hatte seinen Abschied aus der Armee genommen, nachdem das Oberkommando trotz aller Vorkommnisse weiterhin an Alain Ribeau als Kommandant der Grimault festhielt.

Tobias selber wusste nicht, ob er sich über seinen Triumph über Puyathak freuen sollte oder nicht. Wenn es tatsächlich so war, wie Elizabeth prophezeite, dann hatte er zwar gegen diese Wesen, ob sie nun außerirdisch oder dämonischen Ursprungs waren, einen Kampf gewonnen, aber noch nicht den Krieg.

ENDE

